Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 158 (1990)

Heft: 10

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische Kirchenzeitung

KIRCHE

10/1990 8. März 158. Jahr

«So kann es nicht weitergehen» 137

Katholizismusgeschichte von unten
Das aktuelle Buch «Katholizismus und Moderne» wird vorgestellt von Stephan Leimgruber 138

Wie weiter in der «Osthilfe»? 140

Uns betend den Notleidenden zuwenden Ein Beitrag von Hans Schaller 140

Neue Wege männlicher Spiritualität
Ein Bericht von Rolf Weibel 141

«der herrscht und allein ist» 142

Hinweise 143

Konzerte in Kirchen
Richtlinien der Liturgischen Kommission der Schweiz im Auftrag der Schweizer Bischofskonferenz 144

Berichte 146

Amtlicher Teil 148

Schweizer Kirchenschätze
Abtei St-Maurice: Büstenreliquiar des hl. Viktor (15. Jahrhundert)

«So kann es nicht weitergehen»

«Auch wenn uns die Veränderungen in Mittel- und Osteuropa völlig in Beschlag nehmen und wir uns über diesen Aufbruch zu Freiheit und Eigenverantwortung freuen, dürfen wir aber dabei die übrige Welt nicht vergessen, in der es Hunger und Elend gibt und wo Menschen dringend unserer Hilfe bedürfen», erklärte Bundesrat Otto Stich an der Eröffnungsfeier der diesjährigen Fastenaktion von Brot für Brüder/Fastenopfer der Schweizer Katholiken. Und deshalb freue sich der Bundesrat über diese Hilfsaktion, die bezwecke, «Männern, Frauen und Kindern beizustehen, deren Kraft oft kaum dazu reicht, das nackte Leben in den nächsten Tag hinüber zu retten». Dass diese ökumenische Kampagne mit einer gottesdienstlichen Feier eröffnet wird und dabei auch ein Bundesrat zu Wort kommt, erklärte Ständerätin Rosmarie Simmen, Präsidentin des Aktionsrates des Fastenopfers, auf der vorgängig durchgeführten Pressekonferenz als in zweifacher Hinsicht belangvoll: Zum einen sei die Fastenaktion wesentlich auch ein Anlass zum Nachdenken und Umdenken,[1] und zum andern sei den Hilfswerken an der Zusammenarbeit mit der offiziellen Schweiz gelegen, zumal nach 30 Jahren Entwicklungszusammenarbeit eine Verbesserung der Strukturen anzustreben sei.

Eine Verbesserung der Strukturen hat die im Rahmen der diesjährigen Aktion «Gerechtigkeit befreit» geförderte Petition «Entwicklung braucht Entschuldung» im Sinn. Dass «Strukturen» bei dieser Petition bzw. bei der damit anzugehenden Verschuldung Männer, Frauen und Kinder treffen, dafür trat Dom Ivo Lorscheiter, Bischof von Santa Maria und von 1979 bis 1983 Präsident der Brasilianischen Bischofskonferenz, als Zeuge auf. «Als Botschafter einer Situation von grösster Tragik» erklärte er mit grösster Entschiedenheit: «So kann es nicht weitergehen», und deshalb unterstütze er die Kampagne von Brot für Brüder/Fastenopfer und begrüsse er die Petition «Entwicklung braucht Entschuldung», weil diese die Verschuldung als ein Problem der Weltwirtschaft begreife.

Auf die alttestamentliche Tradition des Sabbat-, Erlass- und Halljahres hinweisend, erinnerte Pfr. Hans Ott, Zentralsekretär von Brot für Brüder, an die weit zurückreichenden Bemühungen um strukturelle Gerechtigkeit, worin zum Ausdruck komme: «Armut darf sich nicht strukturell verfestigen; es braucht institutionelle Mechanismen, welche Abhängigkeit wieder aufbrechen und Befreiung sowie Entwicklungsspielraum mit sich bringen: ‹Gerechtigkeit befreit› .» Weil die Basler Mission dieses Jahr 175 Jahre alt wird, erinnerte Hans Ott an die von dieser Missionsgesellschaft 1859 gegründete «Basler Handelsgesellschaft», die den Gewürz- und Kakaobauern in Westafrika gerechte, existenzsichernde Preise garantierte und so eine neu-

zeitliche Form struktureller Korrektur von prekären Lebensverhältnissen einführte.

Mit grosser Eindringlichkeit sprach die amerikanische Ökonomin Susan George – Autorin von «Sie sterben an unserem Geld» (Reinbek 1988) – von der Verschuldung als einer der Hauptursachen von Hunger, wegen der nach einer Schätzung der UNICEF täglich 1370 Kinder sterben. «Die Schuld tötet.» Sie zu überwinden sei nicht nur eine ethische Forderung, sondern liege in unserem eigenen – wirtschaftlichen, sozialen, politischen, ökologischen – Interesse. Auch sie begrüsst die Petition «Entwicklung braucht Entschuldung», weil der «Gegenwertfonds» auf der Linie dessen liegt, was sie selber «kreative Rückerstattung» nennt. So könnte die Schuld «ein Instrument echter demokratischer Entwicklung und menschlicher Befreiung werden, und nicht, wie heute, der Unterdrückung und Hoffnungslosigkeit». Die Mittel dazu wären vorhanden. Ob sie auch eingesetzt werden, hängt nur davon ab, ob «genügend Leute dies verlangen – im Norden wie im Süden».

Rolf Weibel

[1] Dabei sei es nicht immer leicht, erklärte Ferdinand Luthiger, Direktor des Fastenopfers, die Spannung zwischen notwendiger Kritik und Spendenappell gut durchzutragen. Letztes Jahr sei es offensichtlich gelungen, stieg doch der Ertrag der Sammlung für beide Werke gegenüber dem Vorjahr um fast 1,6 Mio. Franken auf 36,376 Mio. Franken, was eine Zunahme von 4,6% bedeutet. Mit den Beiträgen des Bundes, anderen Zuwendungen und den Zinserträgen beläuft sich das Gesamtergebnis beider Werke auf 42,1 Mio. Franken.

Kirche in der Schweiz

Katholizismusgeschichte von unten

Der im November 1989 bei Benziger erschienene stattliche Band «Katholizismus und Moderne» (469 Seiten) des Freiburger Historikers Urs Altermatt-Joller stellt die seit längerer Zeit erwartete «Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert» vor. Der Autor erweitert, vertieft und legitimiert darin seinen sozial-geschichtlichen Ansatz, den er bereits in der Dissertation «Der Weg der Schweizer Katholiken ins Ghetto» (1972) ausführte, im Laufe der letzten Jahre durch diverse Einzelstudien ausbaute und nach Epochen des modernen Katholizismus im Bundesstaat differenzierte. Seine Vorstudien über die Geschichte des Vereins-, Verbands- und Parteiwesens in der Schweiz, seine Darstellung der Volksreligiosität, besonders der Sonntagsgestaltung, in Stammlanden und Diaspora sowie die Interpretation des Niklaus von Flüe als Symbol- und Integrationsfigur und viele andere werden nun in eine umfassende und methodologisch reflektierte Gesamtschau aufgenommen und in einem eindrücklichen Wurf vorgelegt. Anregend und ertragreich ist Altermatts Schaffen deshalb, weil er die bis heute wirksamen Kräfte in den sich gegenseitig durchdringenden Bereichen Religion, Kirche und Politik nennt und in ihrer Genese einleuchtend erklärt. Nicht zufälligerweise avancierte er zum Vordenker und Stategen der CH-91.

■ Eine Alltags-, Mentalitäts- und Kulturgeschichte

Bekanntlich hat Altermatt die herkömmlichen Geleise der addierenden Faktengeschichte verlassen, wie sie noch Rudolf Pfister in seiner «Kirchengeschichte der Schweiz» (1964–1985; 3 Bde.) beschritt. Er stellt – als movens der Geschichte – nicht das Verhältnis von Kirche und Staat ins Zentrum wie Peter Stadler im «Kulturkampf der Schweiz» (1984) und nicht die wirtschaftlichen Aspekte wie es das welsche Historikerteam in der «Geschichte der Schweiz und der Schweizer» (1982–1983; 3 Bde.) tat. Schon gar nicht lässt er seine Ausführungen von kirchlich-dogmatischen Vorurteilen überformen, wie dies in der bis jetzt einzigen «Geschichte der katholischen Kirche in der Schweiz» von Theodor Schwegler (1943) noch der Fall war.

Altermatt versteht stattdessen im *ersten methodologischen Kapitel* (23–95) Kirchengeschichte als Religions- und Mentalitätsgeschichte, welche die früher marginalisierte, heute neu entdeckte, alltägliche religiöse Praxis und das moralische Verhalten der einfachen Gläubigen untersucht. Die einst strikte Trennung von Profan- und Kirchengeschichte unterlaufend, interessiert er sich für die kirchlichen und gesellschaftlichen Sozialisationsprozesse, für den gelebten Glauben in Ehe und Familie, Freizeit und Schule, in Kirche und Staat, für die Bewältigung der Lebenswenden Geburt, Heirat und Tod, für die kommunikativen Zeichen und Symbole, das Brauchtum und die Volkskultur, kurz, für das religiös motivierte kirchliche und gesellschaftliche Leben und Handeln der kleinen Leute. «Im Mittelpunkt steht der Durchschnittskatholik» (46), worunter er den kirchennahen, eher konservativen Katholiken versteht, der zwar rückwärtsgewandt dachte und sich antimodernistisch verhielt, der aber durch seine Abgrenzung von der Fortschrittsideologie und der Technokratie doch ein gutes Stück Modernität vertrat.

Was Altermatt umtreibt, ist das kollektive Bewusstsein der Schweizer Katholiken seit dem Sonderbund, ihre gesellschaftspolitische Lage sowie ihre wirtschaftlichen Verhältnisse im Bezug zu denen der Gesamtgesellschaft. In seinem Bemühen, das Klima einzuholen und die Beweggründe des alltäglichen, unspektakulären Lebens der kleinen Leute zu erforschen, schreibt er eine «Geschichte von innen», eine «Geschichte zum Anfassen», eine «Katholizismusgeschichte von unten», also weder eine Geschichte der Kirchenfürsten noch der offiziellen Lehre, wie sie unter anderem in den Katechismen vermittelt wurde. Seine durchgehend gesamt-gesellschaftliche Perspektive (histoire totale) zwingt ihn zu einem multidisziplinären Vorgehen, das kirchliche und staatspolitische Aspekte ebenso einbezieht wie soziologische, sozialpsychologische, kulturanthropologische und demographische.

■ Die Identitäts- und Emanzipationsthese

Im zweiten Kapitel (97–216), dem umfangreichsten und gewichtigsten, erläutert der Verfasser seine *Grundthese von der katholischen Sondergesellschaft,* die für bikonfessionelle Länder wie Deutschland, Holland und die Schweiz charakteristisch ist. Im Unterschied zur national-liberal geprägten Historiographie, die eine Geschichtsschreibung der Sieger war und die in den widerborstigen Katholiken unangenehme Hemmschuhe des Fortschrittes erblickte, optiert Altermatt für die Perspektive der Verlierer, der aus der Regierung Elimi-

nierten, welche die neue Bundesverfassung samt ihren Ausnahmeartikeln aufoktroyiert bekamen, mit anderen Worten: er wählt die Perspektive der benachteiligten Minderheit.

Aufgrund des Inferioritätsstatus der Katholiken als Bürger zweiter Klasse und ihres Ausschlusses aus der Regierung solidarisierten sie sich untereinander, kapselten sich möglichst von der Umwelt ab, strukturierten ihre Teilgesellschaft, konfessionalisierten alle Lebensbereiche und erlangten durch intensive Binnenkommunikation ihre eigene, betont katholische Identität. Diese Identität bildete die Voraussetzung für eine spätere Öffnung, Emanzipation und aktive Beteiligung am gesellschaftlich-kulturellen Leben. Gut 100 Jahre lang, von 1848 bis 1950/60 lebten so die Katholiken in ihrer Subgesellschaft als Gegen- oder Alternativgesellschaft zur Gesamtgesellschaft.

Die *ideologische Basis* des katholischen Blocks bildete die katholische Weltanschauung mit ihrem Lebensrhythmus nach dem Kirchenjahr, mit der katholischen Soziallehre auf dem Fundament der neuscholastischen Naturrechtslehre, mit der christlichen Grundausrichtung des Schulwesens und der Forderung nach Verchristlichung der Gesellschaft und der öffentlichen Moral. Von der Wiege bis zur Bahre stellte das katholische Milieu seinen Mitgliedern Dienstleistungen zur Verfügung, liess ein heute unglaublich anmutendes Vereinswesen zur Blüte bringen und kontrollierte die Meinungsbildung durch die Partei. Die katholische Subkultur wird zum «Laboratorium» einer sich findenden und so dann auch emanzipierenden Teilgesellschaft.

Einen wichtigen Beitrag zur Wahrung der katholischen Identität leisteten die *Frauen* (203–216), wobei sie in der von Männern dominierten Gesellschaft zwar ein Schattendasein am Rande der Geschichte fristen mussten, jedoch durch die Kindererziehung die nachwachsende Generation nicht minder wirksam mit den Werten, Normen und Evidenzen des Katholizismus vertraut machten. Es erstaunt keineswegs, dass sie sich in der kirchlich legitimierten, patriarchalischen Gesellschaft relativ spät emanzipieren konnten und ihren eigenen Weg einschlugen (vgl. Eidgenössisches Frauenstimm- und Wahlrecht erst ab 1971).

Seit den fünfziger Jahren zeigten sich irreversible Erosionssymptome des katholischen Milieus, die Hand in Hand mit der zunehmenden Integration der Katholiken in die Gesamtgesellschaft gingen. Die Zulassung der Katholiken zu den öffentlichen Spitzenämtern und Führungspositionen in Regierung und Verwaltung, in Schulrektoraten und militärischen Führungsgremien war ein wichtiger Schritt auf dem Weg der Katholiken aus dem Ghetto, zur gesamtgesellschaftlichen Versöhnung und zur interkonfessionellen Öffnung.

■ Neuinterpretation des Kulturkampfes

Während die institutionen- und personengeschichtliche Betrachtungsweise in allzu vordergründiger Weise den Kulturkampf lediglich als Konflikt zwischen laizistischem radikalem Staat und römisch-katholischer Kirche interpretierte, stellt Altermatts sozialgeschichtliche Methode diesen Konflikt im 3. Kapitel (219–260) vor den Hintergrund sozialer Gegensätze. Im Kulturkampf spiegelt sich für ihn letztlich der Protest der ländlich-bäuerlichen katholischen Stammlande gegen die städtischen Gebiete und ihre bürgerlich-freisinnige Führungsschicht, welche sich der modernen Industriegesellschaft schneller und nachhaltiger öffnete. Der Katholizismus indessen reagierte gegen den Zeitgeist mittels gewaltiger religiöser Demonstrationen, mit unzähligen Vereinen, neuen Kirchenbauten, einem gut funktionierenden Pressewesen und durch Wallfahrten und Prozessionen. All das geschah nicht allein aus religiösen Motiven, sondern auch, um den «Gegnern» die eigene Stärke vorzuführen.

■ Wandel – wohin?

Das vierte Kapitel (261–341) ist dem Wandel des katholischen Alltags gewidmet. Mit unendlicher Sorgfalt analysiert hier Altermatt die kirchlich-religiöse Praxis und situiert sie durchwegs in übergreifende gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge. Gewiss, auch für ihn bilden Industrialisierung und Modernisierung grundlegende Erklärungsmodelle für die gewandelte Volksreligiosität, aber er illustriert diesen Wandel an immer neuen Beispielen. Bestand einst ein natürlicher Zusammenhang zwischen agrarischem Lebensrhythmus und religiösem Brauchtum – der Autor spricht von «agro-liturgischem Jahr» (340) –, so erodierte dieser Konnex mit zunehmender Verstädterung und Industrialisierung. So wird verständlich, dass sich die religiös-kirchliche Volkskultur in ländlich-bäuerlichen Gebieten länger halten konnte als in vorstädtischen und städtischen Agglomerationen. Am Beispiel etwa des Sonntagsverhaltens zeigt er auf, wie sehr die früher intensive kirchliche Gestaltung des Sonntags (mit Frühmesse, Amt, Christenlehre und Andacht) auch gesellschaftlich bedingt war. Diese Praxis hat sich aufgelöst im Zuge der Individualisierung und Partikularisierung der Gesellschaft, der Marginalisierung der Kirche, des Vorrückens der Freizeitgesellschaft, der Privatisierung der Religion. Für die Zukunft wertet der Autor den Sonntag als Testfall für unsere kommunikationsarme und pathologische Gesellschaft.

Im fünften und letzten Kapitel (343–390) *«Vom Milieukatholizismus zur Sektorenkirche»* verlässt Altermatt zeitweise die rein historische Perspektive und wagt sich auf das Parkett in die Zukunft gerichteter pastoraltheologischer Fragestellungen vor, freilich nur im Stil eines «Essays ohne irgend welchen Anspruch auf Vollständigkeit» (349). Er diskutiert dabei den von Küng behaupteten Paradigmenwechsel, verschiedene Modelle einer künftigen Sozialgestalt der Kirche (Gemeindekirche, Auswahlchristentum, gestufte Kirchlichkeit in gewandelter Volkskirche, Sekten), die Autoritätskrisen bis zu den jüngsten Bischofsernennungen sowie die Frage «Untergang oder Rückkehr des Religiösen?», ohne allerdings jeweils den Diskussionsstand in seiner ganzen Breite aufnehmen zu können.

Für die vorzügliche Präsentation und verlegerische Gestaltung der hochinteressanten «Katholizismusgeschichte von unten» kann man Autor und Verlag gratulieren. Der klare Aufbau, die anschauliche Sprache und der dichte Gedankengang bilden optimale Voraussetzungen für ein Leseerlebnis! Ferner enthält der Band zahlreiche thesenartige Zusammenfassungen, aussagekräftige Tabellen und Karten, die zwar im Text integriert besser ausgewertet werden könnten, einen stupenden Anmerkungsteil, eine gute Bibliographie, einen Nachweis früherer Arbeiten sowie Autoren- und Sachregister.

Doch liegen Grösse und Grenze eines methodischen Ansatzes nahe beieinander. In diesem Werk ist mir deutlicher als in früheren Einzelstudien aufgefallen, wie sehr die sozialgeschichtlich ausgerichtete Historiographie der Ergänzung durch die und der Zusammenarbeit mit der Kirchen- und Theologiegeschichte bedarf, wodurch die vielen Ereignisse und Entwicklungen vermehrt in ihrer theologischen Relevanz bedacht werden könnten. So aufschlussreich Altermatts Werk ist und seine Aufsätze es stets waren, ihre Problematik liegt in der formalen Methode, die wenig inhaltliche und theologische Aussagen machen kann. Um ein Beispiel zu erwähnen, sei an die umfassende Darstellung der Katholikentage (1987) durch Armin Imstepf, eines Schülers von U. Altermatt, erinnert: Gewiss, es ist unverzichtbar, die Programmatik und Sozialstruktur dieser Tage herauszuarbeiten. Um sie in ihrer eigentlichen Bedeutung und Tragweite zu erfassen, ist aber ebenso unverzichtbar, die zugrunde liegenden theologischen Entwicklungen darzutun, die zu den bestimmten Aussagen an diesen Tagen führten.

Trotz dieser Einschränkung dürfte Altermatts «Katholizismus und Moderne» zu einem Standardwerk der schweizerischen Kir-

chengeschichte werden. Es wurde eben rechtzeitig zum 100. Geburtstag der Universität Freiburg der Öffentlichkeit vorgestellt.

Stephan Leimgruber

Stephan Leimgruber, promovierter und habilitierter Theologe, ist Religionslehrer an der Kantonsschule Solothurn und Lehrbeauftragter am Katechetischen Institut der Theologischen Fakultät Luzern

Kirche in der Welt

Wie weiter in der «Osthilfe»?

Der Europäische Hilfsfonds der Österreichischen und Deutschen Bischofskonferenz (EHF) – die Ursprünge gehen in die Zeit des Ungarn-Aufstandes von 1956 zurück – erhält seit drei Jahren Unterstützung auch vom Fastenopfer. Bis jetzt gingen jährlich rund 300000 Franken für ausgewählte Pastoralprojekte an den EHF in Wien. Dieser verfügt über ein Jahresbudget von 28 Millionen Franken. Nach den ungeahnten Umwälzungen in Mittel- und Osteuropa drängte sich eine Standortbestimmung auf. Die Expertenkommission des Fastenopfers lud deshalb Prälat Hubert Wilschowitz, Leiter des EHF, zu einer Aussprache nach Luzern ein.

Prälat Wilschowitz, in Brünn aufgewachsen, warnte davor, ob all der Freude und Erleichterung über den Umbruch nun in übertriebene Euphorie zu verfallen: Die Machthaber wurden zwar hinweggefegt, doch die Heerscharen der Funktionäre sind überall geblieben. Im KGB der Sowjetunion wie in den Geheimdiensten der übrigen Länder sitzen nach Auskunft von Prälat Wilschowitz noch immer die gleichen Leute. Auch der Atheismus als Staatsdoktrin ist geblieben. Sämtliche Lehrer sind in diesem Geist erzogen worden. Die Skepsis, ja Angst bei Priestern und Ordensleuten ist verständlich. Sie sagen: «Wir wissen nicht, was morgen passieren könnte.»

Aber dennoch suchen auch die Kirchen, von den Ereignissen überrumpelt, ein neues Selbstverständnis. Für europäische Hilfswerke zeigen sich dabei zwei Hauptschwierigkeiten: erstens die extreme Klerikalisierung – Laien haben nichts zu sagen und sind entsprechend passiv – und zweitens der Mangel an Infrastruktur. Das wirkt sich in Rumänien etwa so aus, dass Lebensmittel und Kleider, zur Verteilung an die Kirchen geschickt, mancherorts nur mit Mühe zu den Leuten kommen. Ähnliche Situation, so Hubert Wilschowitz, auch im Baltikum, in Ungarn und in Polen. In Polen ist zwar die Klerikalisierung der Kirche stark ausgeprägt, findet aber immerhin in der kirchlich orientierten «Solidarnosc» eine gewisse Balance. In der CSR gibt es Ansätze zu einer Laienbewegung, doch macht sich bis in die Bischofskonferenz hinein der Gegensatz zwischen Tschechen und Slowaken immer stärker bemerkbar. Zu Jugoslawien vermerkt Prälat Wilschowitz positiv, es gebe hier erstaunlich gute katechetische und theologische Unterlagen, die bei entsprechender Übersetzung durchaus im Baltikum gebraucht werden könnten. Daran herrscht hier ein gewaltiger Mangel.

Nach Hubert Wilschowitz geht es in den kommenden Jahren vor allem darum, die Infrastruktur aufzubauen. Konkret: Schulen für kirchliches Personal – Priester, Ordensleute und hoffentlich auch vermehrt Laien –, Unterrichtsmaterialien für solche Schulen wie für die Katechese allgemein, Aufbau von ständigen Sekretariaten für die Bischofskonferenzen.

In der anschliessenden Diskussion zeigte sich Erstaunen darüber, dass Kirchen in Ost- und Mitteleuropa offensichtlich noch sehr vorkonziliar geprägt sind. Wichtig erscheint nun, die neue Öffnung als Chance für vermehrten Austausch zu ergreifen. Der Europäische Hilfsfonds könnte hier die Nahtstelle sein. Fastenopfer-Direktor Ferdinand Luthiger nannte dabei das grosse Anliegen aller in der CIDSE vereinigten Fastenaktionen Europas und Nordamerikas: In Ost- und Mitteleuropa die Fastenopfer-Idee propagieren, um auch hier Solidarität mit den Menschen in der Dritten Welt zu fördern, denen es noch viel schlechter geht.

Im Anschluss an die Aussprache mit Prälat Hubert Wilschowitz bewilligte die Expertenkommission Mission des Fastenopfers 300000 Franken für 6 Pastoralprojekte. Davon gehen 136000 Franken an die Theologische Fakultät von Ljubliana. Erzbischof Alois Sustar – er war bekanntlich lange Zeit Theologieprofessor und Bischofsvikar in Chur – bat dringend um Finanzhilfe für den Kauf eines zusätzlichen Gebäudes. Die Fakultät platzt aus allen Nähten. *Men Dosch*

Men Dosch, Dr. phil., ist Leiter des Ressorts Bildung beim Fastenopfer der Schweizer Katholiken

Pastoral

Uns betend den Notleidenden zuwenden

Nach einer Formulierung von Ignatius von Antiochien führe der Papst in der Gesamtgemeinschaft den «Vorsitz der Liebe». Es ist dies eine Bezeichnung, die auch für das universale Gebet im Monat März zutrifft:[1] Die Christen werden eingeladen, mit ihrer Hilfe gegenüber Notleidenden ein immer leuchtenderes Zeugnis von ihrer Liebe zu geben. Der Papst will mit dieser Gebetsintention die ganze Menschheits-Familie engagieren; vor allem uns Christen will er in eine grosse Bewegung tiefer Solidarität führen, uns die Augen für die Nöte der Welt öffnen – die Liebe konkret und universal werden lassen.

Zwar ist mit dieser geforderten grösseren Achtsamkeit gegenüber Notleidenden noch nichts spezifisch Christliches oder etwa gar Katholisches angesprochen: Solidarität mit dem Mitmenschen ist eine Folge der Nächstenliebe. Auch andere Religionen, ja selbst atheistische Weltanschauungen können sich diesem Grundsatz der Nächstenliebe verpflichtet fühlen. Es ist dies ein universales Gebot, das auch mit einer rein humanen Ethik hinreichend begründet werden kann.

Spezifisch christlich und einzigartig ist jedoch die Reichweite, welches dieses Gebot im Sinne Jesu haben soll. Der Raum, den diese Liebe umfasst, durchströmt und freigibt, ist nicht nur für einige wenige bestimmt, sondern für alle. Nicht nur diejenigen, die uns bekannt oder verwandtschaftlich nahe sind oder nahe stehen, sind einbezogen, sondern auch Ferne, Fremde – ja die Feinde (Lk 10,25–37). Diese Liebe, die uns

[1] Monatsmeinung für März: Dass die Christen in ihrer Hilfe gegenüber den Notleidenden ein immer leuchtenderes Zeugnis geben und in ihrem Streben nach einem Geist der Armut nicht nachlassen.

weiterzugeben aufgetragen ist, ist aus ihrem Wesen heraus eine universale: Sie führt uns hinaus über alle Grenzen von Verwandtschaft, Sympathie, Sprache, Stände und Rasssen, dorthin, wo Menschen ausserhalb unseres unmittelbaren Lebensraumes im Schatten des gesellschaftlichen Lebens oder in Armut und Hunger verkommen.

Dass diese Liebe universal gilt, kommt darin zum Ausdruck, dass wir bereit werden, *zusätzlich* zu dem, was uns an aktiver Hilfe möglich ist, das Schicksal dieser Menschen im Gebet zu unserem eigenen zu machen. Dies in einem dreifachen Sinn:

■ 1. Wahrnehmung einer Solidarität

Wo wir uns betend den Notleidenden und Armen in der Welt zuwenden, können wir getroffen werden von einer Einsicht, die uns zur Konsequenz auffordert; wir nehmen wahr, wie tief wir in der Solidarität und der Gemeinsamkeit eines Schicksals miteinander verbunden sind, werden dadurch wach für Zusammengehörigkeit, merken, dass die Bedeutung unseres Lebens in viele Bezüge hineinreicht, die unseren Blicken entzogen sind: Unser Schicksal wie auch unser eigenes Glück sind verwoben mit dem Schicksal aller – und zwar auf eine Weise gegenseitigen Gebens und Nehmens. Im Gebet suchen wir der Tatsache gerecht zu werden, dass «jeder jeden trägt, jeder für den andern verantwortlich ist und jeder auch im Heile bedeutsam werden kann» (dazu Karl Rahner, Schriften zur Theologie, Bd. 7, Einsiedeln 1967, 266).

■ 2. Beten um handeln zu können

Verstehen wir es richtig: Verantwortung erschöpft sich nicht in der Fürbitte im geschützten Raum. Wir werden dadurch, dass wir die Menschen, die hungern und leiden, im Gebet tragen, uns nicht von weiterem Tun freisprechen können. In keiner Weise! Da gibt es weder Raum für passives Hinnehmen noch für Drückebergerei: Wir werden vor den Problemen des Welthungers nicht die Augen senken und die Hände in den Schoss legen können – und wir dürfen es auch nicht.

Gewiss ist das Gebet, gerade die Fürbitte, immer wieder missverstanden und auch missbraucht worden als inneres Entschuldigungsmanöver und als Alibifunktion: Man bete, *statt* zu handeln. Es ist dies keine christlich gültige Form von Frömmigkeit. Mag es diesen verkehrten Fall immer wieder geben, dass Menschen, auch mit besten Absichten und aus ihrer echten Glaubensüberzeugung heraus, beten *statt* zu handeln, so gibt es doch – und dies sollte die normale Erfahrung sein – Menschen, die handeln können, *weil* sie beten und gebetet haben. Das Gebet befähigt zum Tun, es lässt in uns eine Kraft zur Initiative wachsen, es wird zu einem «Vorentwurf der Tat» (Klaus Demmer).

Konkret auf unser Anliegen bezogen: Das Gebet lässt in uns die Verpflichtung wachsen, uns, im Masse des je individuell Möglichen, aktiv einzusetzen, unsere Kräfte mit allen Völkern zu verbinden, um die hochkomplexen Probleme, wie diejenigen des Welthungers, schrittweise einer Lösung entgegenzuführen. Dadurch, dass unser Gebet zur konkreten Tat wird, wird es auch glaubhaft.

■ 3. Die Bewegung Jesu

Zudem werden wir im Fürbittgebet hineingenommen in die Weiterführung jener Bewegung, die Jesus in dieser Welt ausgelöst hat. Er, der nach einer alten Inschrift unter einem Münsteraner Kreuz keine andern Hände hat als die unsrigen, er hat auch keine andere Nahrung als die unsrige, die er den Armen weitergeben kann. Es ist der einzige Weg, der ihm geblieben ist, um diese Welt zu ernähren: Der Weg über uns – mit unsern Händen, die nicht nur kreativ gestalten, sonder arbeiten und Not lindern können, die nicht nur zupacken und greifen, sondern auch sich ergreifen lassen und die Berührung mit Armut nicht scheuen sollen. Es sind unsere Hände, die sich im Gebet geformt zur Geste des Gebens und des Verzichts öffnen sollen.

Zum Schluss ein Beispiel eines universalen Gebetes: Es stammt von Johannes von Chrysostomus. Aus früher alter Tradition, enthält es dennoch mit seiner Thematik von Umwelt und Gerechtigkeit Anklänge an die Forderungen unserer Zeit. Vor allem aber zeigt dieses Gebet, wie grossräumig unser Beten, das sich oft nur in der Enge unseres ichbezogenen Herzens abspielt, sein könnte und sein soll:

«Um den Frieden und das Heil unserer Seelen und der ganzen Gemeinde, lasst zum Herrn uns beten.

Für die heilige Kirche und ihre Priester, um die Einheit aller Gottsuchenden, um den Frieden der ganzen Welt lasst zum Herrn uns beten.

Für alle Mühseligen und Beladenen lasst zum Herrn uns beten.

Für alle eitlen, neidischen, hassenden Menschen lasst zum Herrn uns beten.

Für unsere Feinde und Widersacher gleichwie für all unsere Freunde, Wohltäter und Nächsten lasst zum Herrn uns beten.

Für alle Sterbenden, deren letzter Tag gekommen ist, lasst zum Herrn uns beten.

Für alle, deren niemand mehr fürbittend gedenkt, für alle, die von den Menschen verstossen wurden, lasst zum Herrn uns beten.

Für alle, die wir betrübt haben, lasst zum Herrn uns beten.

Für alle, die sich an der stummen Kreatur versündigten, für alle Gewalttätigen und Mächtigen, die Blut vergossen und erbarmungslos mit Hilflosen waren, lasst zum Herrn uns beten.

Für alle, die Liebe und Treue schändeten, lasst zum Herrn uns beten.

Für alle, die ihr Amt und ihre Macht missbrauchten, für alle, die ihr Wohlergehen auf Leid und Not ihrer Mitmenschen aufbauten, lasst zum Herrn uns beten.

Für alle, die durch Unglück, Gewalten, Kriege, Folterung und Einkerkerung ihren Tod fanden und künftig finden werden, lasst zum Herrn uns beten.

Für alle, die an ungestillten Wünschen leiden, für alle Reuelosen, Verhärteten und Ruhelosen lasst zum Herrn uns beten.

Für alle Eltern und Kinder, die sich gegenseitig zuwenig Liebe erweisen, lasst zum Herrn uns beten.

Für alle, die mit vererbten Schwächen belastet sind, lasst zum Herrn uns beten.

Für alle, die von Leidenschaften geknechtet werden, lasst zum Herrn uns beten.

Auf dass wir von Trauer und Not befreit werden, lasst zum Herrn uns beten.

Auf dass der Schöpfer uns nach seinem Bilde zu seiner Freude neu gestalte, lasst zum Herrn uns beten.» *Hans Schaller*

Der Jesuit Hans Schaller ist Studentenseelsorger in Zürich und geistlicher Leiter «Im Nauen», Hochwald (Solothurn)

Neue Wege männlicher Spiritualität

■ Ein institutioneller Anlass

Seit längerer Zeit schon ist der traditionsreiche Schweizerische Katholische Volksverein (SKVV) auf der Suche nach einem tragenden neuen Selbstverständnis. Die letztjährige Generalversammlung hatte nach Gesprächen mit den verbandlichen Mitgliedorganisationen beschlossen, ein «Forum der (katholischen) Laienverbände» durchzuführen (SKZ 13/1989). Mit der Fragestellung «Kirche – 2000. Ohne unseren Verband?» wurde dieses Forum inzwischen durchgeführt (SKZ 5/1990). Die letztjährige Generalversammlung hatte zudem zur Kenntnis genommen, dass die von Kuno Schmid geleitete «Strukturgruppe» noch weitere mögliche Entwicklungsschritte und zu überlegende Aufgaben namhaft gemacht hat: der

SKVV als Dienstleistungsorganisation bzw. Arbeitsstelle für freie Initiativen in der Kirche bzw. im Katholizismus, die Entwicklung einer offenen Spiritualität für Männer, das Überdenken des überkommenen «Kulturauftrages».

■ **Ein eigenständiges Anliegen**

In der Folge wurde in einer kleinen Arbeitsgruppe überlegt, wie die Aufgabe «Entwicklung einer offenen Spiritualität für Männer» angegangen werden könnte. Schon bei der ersten Zusammenkunft wurde sich die Gruppe einig, dass kein Text erarbeitet, sondern eine Möglichkeit gemeinsamer Erfahrung geschaffen werden sollte. Der Geschäftsausschuss des SKVV erklärte sich dann auch mit dem Vorschlag einverstanden, einen ersten Schritt zu tun und an einer Klausurtagung das Thema «Mann und Spiritualität» zur Sprache zu bringen.

Zu dieser Klausurtagung sollten mit Hilfe eines «Schneeballsystems» Männer eingeladen werden, die am Thema besonders interessiert sind. So stellten Kuno Schmid und ich – als Berater des Geschäftsausschusses für Programmfragen bin ich zum einen an der «Suchbewegung» des SKVV beteiligt und zum andern hatte ich mich zur Thematik «Mann und Religion» auch schon öffentlich geäussert – eine Namenliste zusammen, die vom Geschäftsausschuss ergänzt werden konnte.

In der Einladung wurden der Kontext und die Zielsetzung der Tagung beschrieben. Um vom möglichen, aber noch nicht genauer umschriebenen Inhalt eine Ahnung vermitteln zu können, wurde der Einladung eine Kopie meines Aufsatzes «Mann und Spiritualität» bzw. meines Vortrags «Der Mann und die Religion» beigegeben. Zugleich wurden die Eingeladenen gebeten, die Namenliste durchzusehen und auf Männer aufmerksam zu machen, die nach ihrem Dafürhalten auch noch eingeladen werden könnten. In der Folge wurden dann so noch mehrere am Thema interessierte Männer eingeladen. Kurz vor der Tagung, zu der sich schliesslich 16 Männer angenmeldet hatten – manche am Thema «Mann und Spiritualität» Interessierte sind vielseitig interessiert und dementsprechend auch zeitlich sehr engagiert und konnten deshalb nicht teilnehmen – umschrieben wird als Tagungsziele:

«1. Austausch von Erfahrungen und Überlegungen mit und zu der Frage nach dem Ort von Religion in meinem Leben und im Leben von Männern, mit denen ich persönlich und beruflich umgehe; 2. Gemeinsames Fragen nach Ansätzen zu einer Spiritualität für Männer (neue Ansätze, neue Zugänge zu alten Ansätzen); 3. Erproben von gemeinsamen Ausdrucksweisen des Religiösen (zum Beispiel Feiern).» Weil die Tagung Werkstattcharakter haben sollte, wurden die Teilnehmer gebeten, Materialien mitzubringen, die ihnen im Zusammenhang des Themas wichtig (geworden) sind (Bücher, Bilder, Texte [Gebete usw.], Materialien, Musik . . .).

■ **Eine auch zwiespältige Erfahrung**

Die Struktur der Tagung, die Kuno Schmid begleitete, liessen wir uns vom Tagesablauf des Ortes, des Friedensdorfes St. Dorothea, Flüeli-Ranft, vorgeben. Nach einer Einstiegsrunde war in Kleingruppen den Fragen nachzugehen: «Wie ist für mich Religion fraglich geworden bzw. inwiefern bin ich religiös bewegt? Wieso ist für mich Mann-Sein fraglich, bedenkenswert geworden? Warum verknüpfe ich diese zwei Bereiche Mann und Religion?» Im anschliessenden Plenum lautete die Anschlussfrage:

«der herrscht und allein ist»

Der eigenständige, bisweilen auch eigenwillige Zugang von Stephan Wyss zu Religion kommt auch in seinem neuen Buch[1] voll zum Tragen. Anhand einer eingehenden ikonographischen Deutung von Hieronymus-Bildern von Lucas Cranach unternimmt er darin eine «postmoderne» Kritik an der «vormodernen» wie «modernen» Askese.

Es ist ein faszinierendes und zugleich zu Widerrede herausforderndes Buch. Nicht eigentlich zu Widerrede herausgefordert werde ich durch seine Methode, die Bilder bis in ihre Einzelheiten – und das heisst für die Hieronymus-Bilder vor allem, nach der Bedeutung der verschiedenen Tiere und ihrer Ortung im Gesamtbild zu fragen – mit reichem kulturgeschichtlichem Material zu deuten, sondern manchmal verunsichert: Seine Deutung ist in sich sehr kohärent – ist sie aber wirklich nur Auslegung? Ergibt sich die Kohärenz wirklich aus den Bildern selber oder nicht doch erst aus dem kulturgeschichtlichen Gesamtentwurf ihres Auslegers?

Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen «Hieronymus in der Wildnis» und «Hieronymus im Gehäuse», und aus beiden Bildern erhebt Stephan Wyss je einen Weg zum Heil. Der höhere Weg (via salutiS superior) führt in die «Wüste», es ist der asketische Weg der Ehelosigkeit, des jungfräulichen Lebens, den Hieronymus gegangen ist. Der niederere Weg (via salutiS inferior) führt ins «Gehäuse», es ist der asketische Weg der Ehe, des bürgerlichen ehelichen und familiären Lebens, den Lucas Cranach selber gegangen ist.[2] Dabei ergibt sich der «niederere» Weg aus dem «höheren», insofern im «niedereren» aufgehoben ist, was im «höheren» vorgegeben ist; so wird beispielsweise die Animalität des Löwen, die Sinnlichkeit des Lebens, in der «Wildnis» asketisch und im «Gehäuse» familiär bezwungen, aber in jedem Fall bezwungen: und so herrscht denn auch der Mann in jedem Fall – und dafür bezahlt er mit seinem Alleinsein, und dafür lässt er schliesslich auch alle anderen bezahlen, indem er ausschliesst, was sich nicht ins «Gehäuse» der Rationalität und Zweckrationalität einschliessen lässt. «Was draussen bleibt, ist das Irrationale, und das ist ein Verdikt: Sofern es nicht eingeschlossen, d. h. rationalisiert werden kann, darf es geopfert werden. Ausgeschlossen sind lebendiges Wachstum, Zeugung, Geburt und Vergehen, Liebe, Leben und Tod» (S. 193). Hereingenommen wird davon nur, was er selbst machen lernt – bis zur Herstellung des Lebens in vitro. «Der spätmoderne Asket wird endlich die Quadratur des Kreises möglich machen: jungfräuliche Elternschaft» (S. 194).

Gegen diese Entwicklung stellt Stephan Wyss die Rede von der Herrschaft Gottes, weil von der Herrschaft Gottes reden für ihn heisst, «Repression aufzuheben, indem der Mensch – als einziger, der sie real ausüben kann – vom Zwang zur Herrschaft entbunden wird» (S. 211), und zwar «im Glauben, dass Gott allein der Herr ist» (S. 213).[3] *Rolf Weibel*

[1] Stephan Wyss, AskeSe. Ein Essay zum Selbstverständnis des herrschenden Mannes. Zwei Bestiarien des heiligen Hieronymus von Lucas Cranach dem Älteren, Edition Exodus, Fribourg/Brig 1989, 229 Seiten, 65 Abbildungen.

[2] Die Hervorhebung des S durch die eigenwillige Schreibweise des «salutiS» wie des Buchtitels «AskeSe» hat mit der Bedeutung der S-Linienführung für den Aufbau der Bilder zu tun.

[3] Wie Stephan Wyss diesen Glauben hier dann gleich nichttheistisch bestimmt («Gott ist nichts; aber in jenem Glauben ruht das ganze Wohlergehen der Menschen» [S. 213]), geht mir zu schnell, ändert aber nichts an meinem Gesamteindruck: die aufmerksame Lektüre dieses Buches hat sich gelohnt.

«Wie bin ich mit diesen In-Frage-Stellungen umgegangen? Wie habe ich darauf reagiert?»

Nach dem gemeinsamen Abendlob des Hauses in der Kapelle – in dem ich eine Bildbetrachtung zu Albrecht Altdorfers «Die beiden Johannes» vortrug, die von einigen Teilnehmern allerdings als unerträglich wortreich empfunden wurde – überlegten wir uns Möglichkeiten, das Morgenlob mit Beiträgen von Teilnehmern zu gestalten.

Der Morgen war dann ausgefüllt mit «Werkstattarbeit» zu den mitgebrachten Materialien, wobei sich nach einer ersten Runde im Plenum mit einer gemeinsamen Bildbetrachtung zwei «workshops» ergaben: im einen wurde, ausgehend von einer Radiosendung über eine Berner Männergruppe, über Medien gesprochen, und im anderen wurden Erfahrungen mit Unterwegs-Sein (auf dem Jakobsweg und anderen Wegen) ausgetauscht.

In der Feier der Tagungsgruppe in der Kapelle kam zum Ausdruck, was gemeinsam möglich war: ein Bibelgespräch, ein kultischer Tanz... Im anschliessenden und die Tagung abschliessenden «Rückblick und Ausblick» wurde gefragt: «Welche weiteren Möglichkeiten sehe ich für mich? Braucht es ein gemeinsames Weitergehen, als Gruppe wie hier? Wie geht es bei mir weiter mit der Thematik?» In bezug auf ein gemeinsames Weitergehen, auf ein Weitergehen als Gruppe, blieb die Frage offen. Zu unterschiedlich waren vermutlich die Zugänge der Teilnehmer zur Tagungsthematik: Die einen kamen unabhängig von einem unmittelbaren institutionellen Zusammenhang, allein vom Anliegen bewegt, zur Tagung, während bei anderen dieser Zusammenhang, auch das Verbandsinteresse klar zu spüren war, und wieder andere bemühten sich um Vermittlung. Im Rückblick an der Tagung selber unterstrich ich deshalb die deutlich spürbar gewordene Bedeutung der Biographie für das Interesse an der Thematik und für den jeweiligen Zugang zu ihr bzw. zu einer eigenständigen Spiritualität.

Im heutigen Rückblick auf die vor einem Vierteljahr durchgeführte Tagung scheint mir die Erfahrung bedeutsam, wie wichtig es für den Mann ist, auch in der Religiosität bzw. Spiritualität «sich auch von inneren Eingebungen und eigenen Bedürfnissen steuern» zu lassen (Walter Hollstein), das heisst: die Religiosität authentisch wahrzunehmen und sie dann auch authentisch zu leben und authentisch zum Ausdruck zu bringen. Neue Wege männlicher Spiritualität erschliessen sich – und sie erschliessen sich nur –, wenn der Mann lernt, seine Religion bzw. Religiosität mit dem eigenen Kopf, mit dem eigenen Herzen und mit den eigenen Händen zu leben.

■ **Fällige Konsequenzen**

Neue Wege sind allerdings erst dann Wege, wenn sie auch gegangen werden. So erreicht auch die hier berichtete Tagung ihr Ziel erst, wenn sie dazu beitragen kann, dass auch andere ein solches Miteinander versuchen. Was – auf den institutionellen Anlass bezogen – heisst: Die Teilnehmer aus den Verbänden müssen von ihrer Erfahrung erzählen und dabei auch ermutigen (können), dass andere sich auf solche Erfahrungen einlassen. Dabei müsste es ihnen allerdings um das eigenständige Anliegen und nicht um den institutionellen Anlass gehen, um die Wahrnehmung einer eigenständigen Lebens- und Erlebensmöglichkeit und nicht um eine Rettung inhaltlich arm gewordener historischer Strukturen.

Denn zum einen werden auch in unserer Kirche und im Katholizismus neue Wege religiösen Lebens – wie auch sozialer Aktion – erprobt, und zum andern scheint es für dieses Neue in den (Männer-)Verbänden wenig Raum zu geben (bei den Jugend- und Frauenverbänden sieht es wieder anders aus). Wenn nun im Rahmen dieser alten Strukturen neue Anliegen höchstens noch gefördert, aber nicht mehr innovativ und initiativ entwickelt werden (können), sind diese Strukturen nicht nur zu überprüfen, sondern zu verändern. Sonst werden sie zunehmend zum Selbstzweck, wirken Neuem gegenüber abweisend oder vereinnahmend und verfangen sich so immer mehr in sich selbst.

Dass jene, die sich auf einen neuen Weg männlicher Spiritualität gemacht haben, am Thema selbst bleiben, da bin ich zuversichtlich.

Rolf Weibel

Hinweise

«Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde»

Gerechtigkeit – Frieden – Bewahrung der Schöpfung, darüber ist allenthalben der «konziliare Prozess» in Gang gekommen, weil man in dieser Trias die einzigen Mittel sieht, der Menschheit das Überleben zu sichern.

Die *Salzburger Hochschulwochen 1990* haben eine ganz ähnliche Thematik; nur setzen sie, ihrer Tradition und Eigenständigkeit entsprechend, tiefer an und erweitern den Horizont in weltjenseitige Dimensionen. Wie das erste Wort der Bibel: «Im Anfang schuf Gott» überholt und überhöht wird vom ersten Wort des Johannesevangeliums: «Im Anfang war das Wort», so greifen die Lehrveranstaltungen der Hochschulwochen ins Uranfängliche zurück, das eine Schöpfungstheologie erst möglich macht; und ebenso erstrecken sie sich über das Ende allen geschaffenen Seins – der Schöpfung also – hinaus in das ewige Reich der Vollendung. Dem Bereich zwischen Schöpfungsanfang und Schöpfungsende gelten in ausführlicher Entfaltung naturwissenschaftliche, ethische, pädagogische, ästhetische und juridische Erwägungen, – Umwelt und Kraftfeld des Menschen.

Programme können angefordert werden bei: Salzburger Hochschulwochen, Postfach 219, A-5011 Salzburg.

«Bet-Sonntage» in Einsiedeln

Altem Herkommen verpflichtet, werden im Kloster Einsiedeln auch in diesem Jahr der zweite bis fünfte Fasten-Sonntag (11., 18., 25. März; 1. April) als «Bet-Sonntage» gehalten.

In den frühen Nachmittagsstunden, von 13.00–15.30 Uhr, ist in der Unterkirche das Allerheiligste zur stillen Anbetung ausgesetzt. Zur feierlichen Vesper um 16.00 Uhr wird in der Klosterkirche das Allerheiligste ausgesetzt. Anschliessend an die feierliche Sonntag-Vesper folgt die eucharistische Prozession zur Gnadenkapelle, wo das tägliche «Salve Regina» gesungen und ein kurzer Wortgottesdienst gehalten wird. Nach der Rückkehr der Prozession in den Unteren Chor folgt das gemeinsame Rosenkranzgebet in den Anliegen der Kirche.

Mögen gerade an diesen Sonntagen der Fastenzeit viele Pilger und Besucher des Heiligtums U. L. Frau von Einsiedeln am gemeinsamen Beten teilnehmen.

Wallfahrtsleitung
Kloster Einsiedeln

Dokumentation

Konzerte in Kirchen

Einführung

Unsere Kirchen sind in der Regel als Gottesdiensträume erbaut und als solche in den spezifisch liturgischen Dienst der Gemeinden gestellt worden.

Verschiedene Gründe haben in den letzten Jahrzehnten dazu geführt, Gottesdiensträume vermehrt für Konzerte – und zwar nicht nur mit «geistlicher» Musik – zu benützen. Diese Tatsache veranlasste einzelne Bistümer der Schweiz, für Konzerte in Kirchen eigene Weisungen zu erlassen.

Weil diese Entwicklung inzwischen zu einem weltweiten Problem geworden ist, sah sich die römische Kongregation für den Gottesdienst Ende 1987 verpflichtet, den Bischöfen einige grundsätzliche Überlegungen theologischer und pastoraler Art zur Verfügung zu stellen, wie sie in ihrem Zuständigkeitsbereich zu bestimmten Fragen Stellung nehmen könnten, welche im Zusammenhang mit Konzerten in Kirchen immer wieder entstehen.

Aufgrund dieser römischen Verlautbarung hat die Schweizer Bischofskonferenz die Liturgiekommission beauftragt, die bisher in den einzelnen Bistümern geltenden Richtlinien zu vereinheitlichen und sie den heutigen Verhältnissen in der Schweiz anzupassen. Das vorliegende Dokument «Konzerte in Kirchen» wurde von der Liturgischen Kommission der Schweiz am 20. November 1989 verabschiedet und tritt mit Zustimmung der Bischofskonferenz mit seiner Veröffentlichung in Kraft.

Liturgisches Institut Zürich

Richtlinien der Liturgischen Kommission der Schweiz im Auftrag der Schweizer Bischofskonferenz

■ **I. Der veränderte Kontext**

1. Kulturelle Entwicklung und innerkirchlicher Wandel

Musik und Gesang gehören zu den charakteristischen Ausdrucksformen der zeitgenössischen Kulturszene. Wenn die damit verbundenen öffentlichen Musikveranstaltungen sich grosser Beliebtheit erfreuen, so dürfen wir darin ein positives Zeichen erblicken, denn sie tragen zur allseitigen Entfaltung des Menschen bei.

Diese Entwicklung führte freilich in den letzten Jahren dazu, dass immer häufiger auch Kirchen zu Konzertaufführungen benutzt wurden. Die Motive dafür mögen von Fall zu Fall verschieden sein. Öfters legen *praktische* Gesichtspunkte diesen Ausweg nahe: andere Räume – vor allem an kleineren Orten – stehen nicht zur Verfügung, oder in der Kirche befindet sich eine Orgel für den Fall, dass dieses Instrument zum Einsatz gelangt, oder der Rückgriff auf einen Kirchenraum verursacht keine allzu hohen finanziellen Belastungen. Ein andermal überwiegen *akustische* Erwägungen: Im allgemeinen entsprechen die Kirchen ja den diesbezüglichen Anforderungen. Weiter können *ästhetische* Überlegungen den Ausschlag geben: Man wünscht, dem Konzert einen möglichst würdigen Rahmen zu verleihen. Dann wieder sind es *Angemessenheitsgründe,* die die Wahl einer Kirche empfehlen: um Kompositionen in ihre ursprüngliche Heimat zurückzuholen. Auch kann das Ansehen einer Kirche benutzt werden für ein Konzert, das ein Programm aufweist, in dem neben religiösen Werken auch profane oder folkloristische Musikstücke ihren Platz finden.

Hinzu tritt eine andere Tatsache: der durch die Erneuerung der Liturgie erfolgte Wandel im Verständnis des Gottesdienstes. Die Kirchenchöre haben heute nicht mehr die Möglichkeit, ihr gesamtes Repertoire an mehrstimmiger Musik in die erneuerte Liturgiefeier einzubringen. Dasselbe trifft auch auf den Gregorianischen Choral zu, dessen Wert allenthalben neu entdeckt wird. Von daher erwuchs das Bedürfnis, die frühere «geistliche» Musik, die nicht unbedingt mit «liturgischer» Musik nach heutigem Verständnis gleichzusetzen ist, in Form eines Konzertes darzubieten. Mancherorts ergreifen musikbeflissene Kreise die Initiative zu «geistlichen Konzerten» in Gotteshäusern; Interessierte kommen so in den Genuss religiös inspirierter Musik.

2. Eine Anfrage an die Kirche in der Schweiz

Dass die Konzerte zunehmend in Kirchen stattfinden, stellt die Verantwortlichen vor Fragen, die nach einer Antwort rufen. Es kann sich dabei weder um eine generelle Öffnung der Gotteshäuser für Konzerte aller Art noch um eine unterschiedslose Verweigerung solcher Veranstaltungen handeln. Es geht vielmehr darum, eine unsichere Situation, bei der theologische und pastorale Werte auf dem Spiel stehen, zu klären.

Ende 1987 gab die *Kongregation für den Gottesdienst* eine Verlautbarung über *«Konzerte in Kirchen»* heraus, mit der sie den Bischöfen in dieser Sache helfen möchte, «gute pastorale Entscheidungen unter Berücksichtigung der jeweiligen soziokulturellen Verhältnisse zu treffen».[1] Da das römische Dokument also keine einheitliche Lösung für die ganze Welt anstrebt, obliegt es der Liturgischen Kommission unseres Landes, die Denkanstösse der Kongregation für die Kirche in der Schweiz zu konkretisieren. Angesichts mancher Unsicherheiten und Diskussionen um Kirchenkonzerte und zur Vermeidung von möglichen Missbräuchen sollen hier einige Entscheidungshilfen gegeben werden.[2]

Die folgenden Leitlinien richten sich an diejenigen, die um eine Erlaubnis für Kirchenkonzerte oder Aufführungen in Kirchen nachsuchen, anderseits an jene verantwortlichen Personen und Gremien, welche in Abwägung aller Umstände einen Entscheid bezüglich der Benutzung eines Gotteshauses zu nichtliturgischen Veranstaltungen zu fällen haben. Es geht in diesen *Richtlinien* einzig darum, «stets den besonderen Charakter

[1] Kongregation für den Gottesdienst, «Erklärung über Konzerte in Kirchen» (5. November 1987). Rundschreiben «Über die Feier von Ostern und ihre Vorbereitung» (16. Januar 1988), hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Kaiserstrasse 163, D-5300 Bonn 1. Im folgenden zitiert: KK (plus Nummer der Erklärung).

Siehe KK Nr. 4c.

[2] Die vorliegenden neuen Richtlinien wurden gesamtschweizerisch vereinbart und nach Rücksprache mit der Schweizer Bischofskonferenz und in deren Auftrag am 20. November 1989 von der LKS verabschiedet. Sie werden mit ihrer Veröffentlichung in den amtlichen Organen verbindlich.

Früher waren von den einzelnen Bistümern je eigene Richtlinien erlassen worden:

– Diocèse de Lausanne, Genève et Fribourg, Directives concernant les concerts dans les églises (1977).

– Evêque de Sion, Concerts dans les églises (20. Februar 1980).

– Centro di Liturgia, Disposizioni diocesane per i concerti nelle chiese (31. Januar 1981).

– Bischöfliches Ordinariat der Diözese Basel, Allgemeine Richtlinien für Konzerte und szenische Aufführungen in der Kirche (21. Mai 1981); id., Ergänzungen (März 1988).

– Bischöfliches Ordinariat Chur, Konzertveranstaltungen in Kirchen (März 1982).

der für Gottesdienst, Gebet und Stille bestimmten Kirchen zu wahren»[3].

■ II. Bedeutung der religiösen Musik

3. Pflege der Kirchenmusik

Da die Unterscheidung von profaner und geistlicher Musik oft schwer fällt oder unmöglich ist, soll der Grundsatz gelten, dass in der Kirche nur solche Musik dargeboten wird, die dem sakralen Charakter des Kirchenraums entspricht. Insbesondere verdient es die für den liturgischen Gebrauch geschaffene Musica sacra, dass man sie hochschätzt. «Die Kirche betrachtet sie als ‹einen Reichtum von unschätzbarem Wert, ausgezeichnet unter allen übrigen künstlerischen Ausdrucksformen› .»[4] Daher empfiehlt sie, dass *«der Schatz der Kirchenmusik mit grösster Sorgfalt bewahrt und gepflegt werde»*[5]. Dazu gehört auch jene (vokale und instrumentale) Musik, die, einst für den Gottesdienst geschaffen sowie mit «der Heiligkeit und Güte der Formen» ausgestattet,[6] heutzutage bei liturgischen Feiern kaum mehr Berücksichtigung findet. Gemeint sind kirchenmusikalische Werke, die aus einer Zeit stammen, «in der die tätige Teilnahme der Gläubigen an der Liturgie noch nicht als eine Quelle wahrhaft christlichen Geistes angesehen wurde»[7]. Daher eignen sie sich weniger für Gottesdienste im Sinne der vatikanischen Liturgiereform, in denen das christliche Volk «in voller, tätigerund gemeinschaftlicher Teilnahme» mitfeiern soll.[8]

Dass solche kirchenmusikalische Werke in «geistlichen Konzerten» – ausserhalb des Gottesdienstes, aber in einem sakralen Raum – zur Darstellung kommen, sollte niemandem Schwierigkeiten bereiten.[9] Die römische Verlautbarung erwähnt *mehrere Gründe,* die für solche Aufführungen ausserhalb des Gottesdienstes sprechen:

a) um auf die liturgischen Feste einzustimmen und ihnen auch ausserhalb der Liturgie grössere Festlichkeit zu verleihen;

b) um den besonderen Charakter der verschiedenen liturgischen Zeiten zu unterstreichen;

c) um in den Kirchen eine Atmosphäre der Schönheit und Besinnung entstehen zu lassen, welche die Hinneigung zu geistlichen Dingen fördert;

d) um ein Klima zu schaffen, das die Verkündigung des Wortes Gottes und seine Aufnahme erleichtert;

e) um die grossen Schätze der Kirchenmusik, die nicht verlorengehen dürfen, am Leben zu erhalten;

f) um den Kirchenbesuchern und Touristen zu helfen, den sakralen Charakter der Kirche besser zu verstehen (etwa durch Orgelkonzerte zu bestimmten Zeiten).[10]

■ III. Zeichenhaftigkeit der Kirche

4. Haus Gottes – Haus der Gemeinde

Gemäss langer Tradition sind die Kirchen zuallererst der Ort, an dem sich die Christgläubigen *zur Feier der Liturgie versammeln.* «Dieses heilige Volk», so heisst es im Pontifikale, «ist die Kirche. Der dreieinige Gott ist der Ursprung ihrer Einheit. Sie ist der aus lebendigen Steinen erbaute Tempel, in dem der Vater im Geist und in der Wahrheit angebetet wird. Mit Recht wird daher seit alters auch jener Bau ‹Kirche› genannt, in dem sich die christliche Gemeinde versammelt», um das Wort Gottes zu hören, gemeinsam zu beten, die Sakramente zu empfangen, die heilige Messe zu feiern und dem eucharistischen Herrn zu huldigen.[11]

Eine Kirche ist also zugleich *Haus Gottes* und *Haus der Gemeinde.* Haus Gottes, weil der Herr sich an diesem Ort kundtun, unter den Menschen wohnen und ihnen damit ein neues Zuhause geben will. Haus der Gemeinde, weil die Glaubenden, der Einladung Gottes gefolgt, sich darin versammeln, um sich von den Heilsgaben ergreifen zu lassen, so dass sie als Gottes Volk zusammenwachsen. So wird das Gebäude der Kirche zu einem *Sinnbild* des lebendigen Tempels, an dem jeder Getaufte teilhat, zu einer Stätte, wo Gott und Menschen sich begegnen, zu einem Symbol des Anwesens Gottes inmitten seines Volkes. Mit Recht singt die Gemeinde im Eröffnungsvers der Kirchweihe: «Gott weilt in seinem Heiligtum, er lässt die Menschen einmütig in seinem Hause wohnen. Er gibt seinem Volke Kraft.»[12]

Das Kirchengebäude, der Ort des liturgischen Geschehens, in dem sich die heilshafte Begegnung Gottes mit uns Menschen ereignet, erscheint so als das Haus, in dem Gott seine *pilgernde Kirche versammelt,* um ihr seine Gegenwart anzuzeigen und ihr die Gnade seiner Gemeinschaft zu schenken. Darin äussert sich freilich eine eigenartige Spannung, die Spannung zwischen dem schon jetzt Gegebenen und dem, was noch aussteht: die letzte Vollendung im Schauen Gottes von Angesicht zu Angesicht, wo all unsere Sehnsucht an ihr Ziel gelangt. Als sichtbare Gebäude sind die Kirchen somit *Verweise auf das himmlische Jerusalem,* Fenster auf die ewige Welt Gottes. Dies steht im Zusammenhang mit der Liturgie selbst, in welcher himmlisches Geschehen auf Erden (Feier der Gegenwart Gottes) und irdisches Ereignis (Vollzug der Riten und Symbole) zusammenfallen.

Und nicht zuletzt stellen die Kirchen in einer von Hektik und Lärm geplagten Zeit Stätten der Stille, Oasen der Ruhe dar, in denen die Menschen unserer Tage sich sammeln und in einen Raum der Besinnung und des Gebetes eintreten können.[13] Dafür sollten wir heute doppelt dankbar sein.

5. Keine Zweckentfremdung

Auf dem Hintergrund der soeben angedeuteten theologischen Sinngebung wird die Forderung begreiflich, dass diese «heiligen Orte, aufgrund ihrer Weihe oder Segnung auf Dauer für den Gottesdienst ‹ausgesondert› », das bleiben müssen, was sie sind, also *nicht ihrem Zweck entfremdet werden dürfen.*[14]

Allerdings dürfen wir uns einzelnen Ausnahmen bei der Benützung der Kirchen nicht verschliessen (vgl. Mt 12,3–7), besonders wenn der Kirchenraum in menschlicher Not Hilfe und Schutz bieten kann. Zu bedenken ist in der heutigen säkularisierten Zeit auch, dass ein Kirchenraum durch seine Kunst, durch die in ihm erklingende Musik Menschen, die zwar nicht beten, aber suchen, zum Glauben zu bewegen vermag.

■ IV. Das Gotteswort in musikalischen Feiern

6. Musikalische religiöse Feiern

Schon ein kirchenmusikalisches Konzert oder eine Darbietung mit religiös geprägter Musik kann aufgrund der Verwendung einzelner liturgischer Elemente *Züge einer Feier* annehmen, in der Gott verherrlicht und die Gemeinde aufgebaut wird, worauf ja auch das gottesdienstliche Geschehen im engeren Sinn abzielt. An Möglichkeiten, ein geistliches Konzert anzureichern, bietet sich beispielsweise Folgendes an: die Einschaltung kurzer Besinnungsworte, von Erläuterungen, welche die Zuhörer zu besserem Verständnis und innerer Teilnahme führen, von Gebet, Gesang, Schriftworten, von religiösen Texten oder Bildern zur Förderung der Meditation, von Gebärden und Riten, die Aufstellung von Ikonen oder die Benutzung anderer religiöser Gegenstände.[15]

Doch lässt sich noch ein Weiteres denken: *der Überschritt zu einer eigentlichen religiösen Feier,* in welcher die Musik zwar eine hervorgehobene Rolle spielt, sich aber um das Gotteswort ansiedelt, und wo auch Ge-

[3] KK Nr. 11a.
[4] KK Nr. 6a.
[5] SC 114.
[6] KK Nr. 6a.
[7] KK Nr. 6b.
[8] SC 21.
[9] Vgl. KK Nr. 2c–d; 6c.
[10] KK Nr. 9.
[11] Die Feier der Kirchweihe und Altarweihe. Die Feier der Ölweihen (Studienausgabe), hg. von den Liturgischen Instituten Salzburg-Trier-Zürich, Freiburg i. Br. 1981, II. Kap., Pastorale Einführung Nr. 1.
[12] Ebd. II, Kap., Die Feier der Kirchweihe, Nr. 45.
[13] KK Nr. 5a–d.
[14] KK Nr. 5c, e.
[15] KK Nr. 2c; 10g.

bet und Gesang der Gemeinde zum Tragen kommen. Weit mehr als eine blosse Darbietung für ein interessiertes Publikum wäre hier die Musik Ausdruck des Glaubens, Sprache gemeinsamen Betens der Versammelten. Eine solche Feier würde nicht bloss die Tiefendimension der Musik erschliessen, sondern auch die Bestimmung des Ortes, an dem sie stattfindet, deutlich ins Bewusstsein rücken. Ein derartiger musikalischer Gottesdienst birgt für alle Beteiligten – Ausführende wie Zuhörer – die Chance, eine geistliche Erfahrung zu machen, die, obwohl vielleicht nicht erwartet, auf die Herzen einwirkt.

■ V. Ehrfurcht vor dem Gotteshaus

7. Geist und Haltung der Beteiligten

Die Kirche bleibt immer «das Haus Gottes, das Zeichen seiner Wohnung unter den Menschen», ein «heiliger Ort», auch wenn darin kein Gottesdienst stattfindet.[16] Sie ist eine Dauergedenkstätte, der ehrfürchtige Stille ansteht, weil sich in ihr gnadenhafte Wirklichkeiten widerspiegeln. Daher sollen sich Konzertveranstalter und Musiker in der Kirche *mit der gebührenden Ehrfurcht* aufhalten und benehmen, und den Altar, das «Sinnbild Christi»[17], nicht als Ablegeplatz für Mäntel und Noten benützen... Alle, die um die Erlaubnis für ein Kirchenkonzert nachsuchen, sind auf den *Respekt* aufmerksam zu machen, den sie der Heiligkeit des Ortes schulden.

Ausführende wie Zuhörer mögen bezüglich Kleidung und Betragen «auf den sakralen Charakter des Gotteshauses» Rücksicht nehmen.[18] Ob *Händeklatschen* am Ende eines Konzertes angebracht sei, bleibt dem Ermessen der Zuhörerschaft überlassen. Doch sollte in der Kirche stets auf das religiöse Empfinden der Gläubigen Rücksicht genommen werden.

■ VI. Praktische Bestimmungen

8. Bedingungen für die Durchführung eines Kirchenkonzertes

Wenn der Ortsbischof nichts anderes bestimmt, gilt in der Schweiz für Kirchenkonzerte Folgendes:

a) Die Veranstalter reichen den *Antrag* auf Benützung einer Kirche oder Kapelle beim zuständigen Pfarramt ein mit Angabe des Datums und der Zeit der Aufführung(en) samt Programm (mit dem Vermerk der Werke und Namen der Autoren/Komponisten).

b) Zuständig für die Kirchenbenützung ist der *Pfarrer* beziehungsweise der *Rector ecclesiae,* der den Rat des Kirchgemeinderates (Kirchenpflege) oder des Pfarreirates sowie von Kirchenmusikern einholen kann. In Zweifelsfällen wird er sich an den Dekan und/oder die diözesane Kommission für Kirchenmusik beziehungsweise den überdiözesanen Schweizerischen Katholischen Kirchenmusikverband (SKMV) oder dessen Arbeitskreis für Katholische Kirchenmusik (AKK) wenden.[19]

c) Kommt es durch den Entscheid des Pfarrers am Ort zu einer *Konfliktsituation,* gilt als Rekursinstanz das zuständige Ordinariat, das den Entscheid nach Beratung mit kompetenten Fachleuten der Liturgie und Kirchenmusik trifft.

d) Ob von den Organisatoren eine *Benützungsgebühr* für den Kirchenraum erhoben wird beziehungsweise eine schriftliche Zusicherung bezüglich *Haftpflicht* für eventuelle Schäden zu verlangen ist, darüber müssen die Verantwortlichen im Einzelfall aufgrund der örtlichen Gegebenheiten entscheiden.

9. Einzelmassnahmen für den Verlauf eines Kirchenkonzertes

a) Wenn die Musiker den Chorraum benutzen, müssen sie dem *Altar,* dem *Tabernakel* und dem *Taufstein* den gebührenden Respekt erweisen.

b) Aus Gründen der Ehrfurcht empfiehlt es sich oft, das *Allerheiligste* in einer Seitenkapelle oder an einem anderen geziemenden Ort aufzubewahren.[20]

c) Obwohl für Kirchenkonzerte die *Unentgeltlichkeit* zu begrüssen wäre, haben Berufsmusiker Anspruch auf eine angemessene Entlohnung. Wenn daher ein *Eintrittsgeld* verlangt wird, soll sich nach Möglichkeit alles Geschäftliche ausserhalb des Kirchenraumes abspielen.

10. Szenische Darbietungen im Sakralraum

Was in diesem Dokument über musikalisch-gesangliche Aufführungen in den Kirchen gesagt wird, gilt (mit den nötigen Abänderungen) auch für szenische Darbietungen.

20. November 1989

Liturgische Kommission der Schweiz

[16] KK Nr. 5c.
[17] Die Feier der Kirchweihe (Anm. 11) IV. Kap., Nr. 4.
[18] KK Nr. 10d.
[19] Schweizerischer Katholischer Kirchenmusikverband (SKMV) und Arbeitskreis für Katholische Kirchenmusik (AKK): Sekretariat, Postfach 287, 8201 Schaffhausen.
[20] KK Nr. 10f.

Berichte

Präsenz der Kirche in den Medien

Wie soll sich die Kirche in den Medien «verkaufen»? Wieviel Interesse hat die Öffentlichkeit an kirchlichen Informationen? Diesen und ähnlichen Fragen war eine Tagung für Medienschaffende und kirchliche Informationsbeauftragte in der Paulus-Akademie in Zürich gewidmet. Unter den Referenten waren der St. Galler Bischof Otmar Mäder, der in der Bischofskonferenz mitverantwortlich ist für das Ressort Medien, und Kurt Studhalter von Radio DRS in Zürich (Ressort Religion) sowie Louis Zimmermann SMB, Priester in Kriens und leitender Redaktor bei der ökumenischen Zeitschrift «Aufbruch».

Die Kirche sollte sich vermehrt in die Medien einbringen und «müsste stärker bei der Ausgestaltung der Medienlandschaft mitwirken». Diese Auffassung vertrat Dr. Beat Lauber, Verlagsleiter des Familienunternehmens «Curti Medien AG» in Zürich an der Medientagung. Die Katholiken – deren Medienverhalten sich grundsätzlich von demjenigen von Nicht-Katholiken nicht unterscheide – seien an kirchlichen Informationen interessiert. Dies zeige die relativ hohe Nutzung der Pfarrblätter im Kanton Zürich (40 bis 50%).

Vor allem die politisch interessierten Katholiken wünschten mehr Informationen, führte Lauber weiter aus. Die Kirche, die auch eine gesellschaftspolitische Rolle spielen sollte, müsste daher vermehrt auch zu aktuellen Problemen Stellung nehmen und dabei die bestehenden Kanäle (zum Beispiel auch nicht-katholische Tageszeitungen) benutzen, nicht nur die kirchlichen Kanäle (wie Pfarrblätter).

■ Fairness

In seinem Exposé, dem das vom Vatikan 1971 veröffentlichte Mediendokument «Communio et Progressio» und das Medienkonzept der drei Schweizer Landeskirchen zugrunde lagen, forderte Bischof Mäder, dass der Kirche einerseits das Recht auf

eigene Medien zugestanden werde. Andererseits verlangte er, dass die Anliegen der Kirche in nichtkirchlichen Medien fair behandelt werden. Er erwarte jedoch von Presse, Radio und Fernsehen nicht, dass sie der «verlängerte Arm der Kirche» seien und dass heikle Themen ausgeklammert würden.

Mäder unterstrich: «Die Kirche muss Interesse an den Medien haben»; Kirchenleitung und -basis trügen gemeinsam Verantwortung für eine menschlichere Gesellschaft. Deshalb müsse die Kirche – über die Medien – in die öffentliche Diskussion eingreifen. In bezug auf innerkirchliche Auseinandersetzungen sagte Mäder in der anschliessenden Diskussion, die Medien hätten auch die Aufgabe, Konflikte darzustellen; dabei sei Transparenz ein wichtiges Element, das zu Klärung und Beruhigung beitragen könne.

Aus der Optik der «Basiskirche» forderte Louis Zimmermann, Priester in Kriens und leitender Redaktor bei der Zeitschrift «Aufbruch», dass die Medien offen sein sollten für «Randgänger und Arme» – in der Schweiz seien dies Frauen, Ausländer und Jugendliche. Die Medien dürften keine Angst vor Autoritäten haben, müssten auch verfemte Stimmen zu Wort kommen lassen und hoffnungsvollen Aufbrüchen nachgehen. Zimmermann erteilte Kirchenmodellen eine Absage, nach denen sich die Kirche durch die gesellschaftliche Elite in die Medien einbringt, wo gesellschaftliche Analysen aus der Sicht der Armen des Marxismus verdächtigt werden, und wo das Kirchenrecht wichtiger sei als die Provokation des Evangeliums.

■ Kirche in der Öffentlichkeit

In bezug auf die Informationspolitik der Kirche sagte der Radio-Journalist Kurt Studhalter (Ressort Religion): «Die Kirche informiert schon, bevor sie offiziell informiert.» Und zwar durch «Symbole im weitesten Sinne, ethische Praxis, beamtete Sprache, liturgische Kleider, offizielle Feste, Strukturen kirchlicher Papstbesuche usw. ..., bevor irgendwelche Bulletins und Communiqués veröffentlicht werden.» Eine grundlegende Erfahrung für Medienschaffende sei, dass die Zeit des «Festungskatholizismus» vorbei sei. «Die meisten Christen, auch gute Katholiken, sind ‹Auswahlchristen› ; wir sprechen nicht mehr zu Katholiken, auch wenn wir zu Katholiken sprechen.»

Doch die Einsicht, dass man «in eine plurale Welt, in einen pluralen Katholizismus» hineinspreche, scheine bei denjenigen, die als kirchliche Mitglieder oder im Namen der Kirche reden, noch nicht überall durchgedrungen zu sein, wie dies bei Radioaufnahmen, manchen Statements, aber auch Predigten und Diskussionsvoten deutlich werde. Studhalter kritisierte den «pastoralen Ton» und die verbreitete Auffassung, möglichst viele Bibelzitate und Dogmen- und Glaubenssätze zu zitieren sei schon die beste Verkündigung... Der Durchschnittshörer treffe schon bei der Einleitung die Entscheidung: «Das ist nicht für mich».

Kirchliche Verlautbarungen, die sehr oft «formelhaft sind, dogmatisch abgesichert, diplomatisch formuliert», seien für den theologisch nicht geschulten Journalisten manchmal recht schwierig. Es seien quasi «Gebrauchsanweisungen» nötig, die darauf hinweisen, in welchem Abschnitt das Neue, Entscheidende stehe. Dagegen höre man kirchlichen Sprechern, die es auch wagten, «ich» zu sagen und ihre Zweifel und Fragen einbringen, gerne zu, sie seien den Hörern näher.

■ Öffentliche Meinung in der Kirche

Zum Stichwort «öffentliche Meinung in der Kirche» meinte Studhalter, diese sei wichtig; man höre hie und da, dieses oder jenes gehöre nicht in die Medien oder auf die Kanzel. Dazu habe Karl Rahner 1953 gesagt, die «öffentliche Meinung» solle die Kirche nicht nur dulden, sondern sie stehe eigentlich auch im Interesse der Kirchenleitungen, damit diese wisse, «wo der Schuh drückt». Je mehr beispielsweise Themen wie «Zölibat», «Ex-Geistliche» usw. in der Kirche offiziell diskutiert würden, um so weniger würden sie von Sensations-Journalisten inkompetent und im Boulevard-Stil ausgeschlachtet. Schliesslich äusserte Studhalter den Wunsch nach mehr Transparenz, etwa durch Mitliefern von Begründungen bei kirchlichen Verlautbarungen.

Der Chefredaktor der Tageszeitung Nordschweiz-Basler Volksblatt, Klaus Kocher, empfahl der Kirche, die persönlichen Kontakte mit den Medienschaffenden zu verbessern, um sich besser zu «verkaufen». «Warum», so Kocher, «werden Journalisten nicht bewusst umworben? Warum führt man sie nicht in die Geheimnisse der Kirche ein?» Dies könne ganz ungezwungen geschehen, etwa bei einem Apéro... Es sei in der Öffentlichkeit ein generelles Interesse an religiösen Vorgängen vorhanden und durchaus auch die Bereitschaft, der Kirche mehr Raum zu geben.

In der Diskussion kamen medien- und kirchenpolitisch brisante Themen zur Sprache. Etwa die Frage, wie die Tatsache des Priestermangels in den Medien behandelt werden sollte oder wie damit umgegangen werden kann/soll, dass es in der Bischofskonferenz noch zu keiner einheitlichen Stellungnahme in bezug auf die Buss- und Beichtpraxis gekommen sei. Ein weiterer Diskussionspunkt war die Dialogunfähigkeit gewisser konservativer Kreise, die sich in den Medien als kleine Minderheit oft lautstark und aggressiv gebärden.

Die rund 30 Tagungsteilnehmer, überwiegend Journalisten, einige Journalistinnen, Verleger und Informationsbeauftragte, waren fast einhellig der Meinung, dass sich die Tagung «gelohnt» habe; man habe offen miteinander reden können und habe sich in der Problemstellung gefunden. Es wurde der Wunsch geäussert, wieder eine solche Tagung durchzuführen, zum Beispiel zum Thema «Journalisten-Nachwuchs».

Evelyne Graf

Die Theologin Evelyne Graf ist Redaktorin bei der Internationalen Katholischen Presseagentur (KIPA) in Freiburg

«Männer und Frauen in der Kirche»

Rund 45 Frauen hatten sich Ende Januar 1990 zusammen mit Vertretern der Bistumsleitung und der Basler Fortbildungskommission in Olten zu einem Auswertungstag der letztjährigen Dekanatsfortbildungskurse für Seelsorger/-innen im Bistum Basel eingefunden. Dabei kam klar das Anliegen zum Ausdruck, dass es nach den durchwegs erfolgreich verlaufenen Kursen nicht bei einer Alibiübung bleiben darf. Vielmehr wurde eine Fortsetzung der Diskussionen sowie eine grundsätzlich neue Art eines echt partnerschaftlichen Denkens gefordert, damit nicht nur die äussere, sondern auch die innere Integration der Frau in der Kirche möglich wird.

■ Forderung nach einer echten, innern Integration der Frauen in der Kirche

«Männer und Frauen in der Kirche» lautete das Thema der letztjährigen Dekanatsfortbildungskurse im Bistum Basel. Sie hatten das Ziel, Männer und Frauen, Theologen und Laien in einer direkten, offenen Begegnung im Hinblick auf eine geschwisterliche Kirche zusammenzuführen. Dazu wurden zu den einzelnen Kursen Frauen der betreffenden Dekanate eingeladen, die von ihren Erfahrungen mit der Kirche berichteten. Durch den grossen persönlichen Einsatz der beteiligten Frauen wurde viel Betroffenheit ausgelöst und manches in Bewegung gesetzt. Es

war deshalb den Verantwortlichen der Fortbildung unter der Leitung von Arno Stadelmann ein Anliegen, an einem Auswertungstag die vielfach schmerzlichen Erfahrungen der Frauen aufzufangen, in Gruppengesprächen Rückblick und Ausschau zu halten.

■ Gerechtigkeit – nicht nur in der Dritten Welt

Die Reaktionen der anwesenden Frauen waren recht unterschiedlich, reichten von Resignation über Wut bis hin zu viel Hoffnung. Allgemein wurde die Vorbereitungszeit in den einzelnen Frauengruppen als sehr intensiv empfunden. Hier wurde viel Offenheit und Solidarität möglich, hier konnten die einzelnen Frauen ihre Ängste und ihre Aggressionen aussprechen – sie spürten, dass andere ähnlich auf dem Weg sind. Im Hinblick auf das diesjährige Thema des Fastenopfers «Gerechtigkeit» wurde darauf hingewiesen, dass dies nicht nur auf die Dritte Welt bezogen sein dürfe. Vielmehr gelte es, hier, jetzt, bei uns anzufangen, indem die Kirche endlich auch die Frauen mit ihren Anliegen als vollwertige Partner wahr- und ernstnimmt.

■ Begreifen, worum es geht

Die Offenheit der Frauen und somit Laien in den einzelnen Kursen ermöglichte teilweise auch den Männern und Priestern, sich zu öffnen. So war zu vernehmen, wie sich daraufhin in einzelnen Pfarreien spürbar einiges veränderte.

Andere Frauen hatten wiederum den Eindruck, dass sie in ihrem eigentlichen Anliegen nicht verstanden wurden. Sie machten die Erfahrung, dass die Priester, mit denen sie es zu tun hatten, gar nicht begriffen hatten, worum es ihnen eigentlich geht. So genügt es ihnen nicht, in die kirchliche Arbeit, zum Beispiel bei der Gestaltung der Gottesdienste, vermehrt integriert zu werden. Vielmehr wünschen sie sich, ihrer Eigenart und ihrem Wesen gemäss als vollwertige und gleichberechtigte Partner Kirche mitgestalten zu können, was allerdings bei den heutigen Strukturen der Kirche gar nicht möglich ist.

■ Trotz allem in der Kirche bleiben

Trotzdem einige Frauen mit der Kirche Mühe haben, wollen sie nicht resignieren, sondern sich an dem Platz, wo sie leben, zusammen mit Gleichgesinnten ihrer Überzeugung gemäss einsetzen und so erstarken, um von innen heraus mit der Zeit etwas in Bewegung zu bringen.

Es wurde weiter darauf hingewiesen, dass die Kirche eben Teil ist der Gesellschaft, das sich ändernde Verhältnis der Geschlechter vom patriarchalischen zum partnerschaftlichen Rollenverständnis mit schmerzhaften Prozessen verbunden ist und so gewissermassen erdauert werden muss.

■ Wo stehen die Männer, die Priester?

Verschiedentlich wurde geäussert, dass an den Kursen ausschliesslich Frauen ihre Erfahrungen und die damit erlebten Gefühle im Zusammenhang mit der Kirche einbringen konnten. Dabei kam aber kaum zum Ausdruck, wie sich die Priester, die Männer in der Kirche fühlen – wie sie mit ihren Ängsten, Beschränkungen, Frustrationen umgehen, wie das Verhalten der Frauen auf sie wirkt.

■ Damit etwas weitergeht

Wie die verschiedenen Reaktionen zeigten, sind durch diese Kurse viele neu zur Einsicht gekommen, dass der Auftrag der Kirche in Zukunft nur durch Frauen und Männer gemeinsam erfüllt werden kann, dass in einer partnerschaftlichen Kirche Männer und Frauen einander brauchen. Frauen wie Männer müssen deshalb versuchen, eine eigene Sprache, eine eigene Identität zu finden, um sich als vollwertige Partner begegnen und akzeptieren zu können.

So wurde denn auch eindringlich das Anliegen geäussert, die Erkenntnisse dieser letztjährigen Kurse ganz konkret in alle künftigen Kurse einfliessen zu lassen und die Sicht der Frau möglichst schon bei der Planung zu berücksichtigen. Andererseits wurden die anwesenden Frauen dazu ermutigt, einen Rückblick auf die Kurse auch in ihren Dekanaten anzuregen, um dort die Diskussion der Thematik ebenfalls wachzuhalten.

Ein sichtbares Zeichen der Hoffnung und des guten Willens bildete der am Schluss im Kreis gefeierte, gemeinsame Gottesdienst unter dem Thema von Galater 3,26–28, wo es heisst:

«Denn alle seid ihr Kinder Gottes durch den Glauben in Christus Jesus.

Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft wurdet, habt Christus angezogen.

Da gilt nicht mehr Jude und Hellene,
nicht Sklave und Freier,
nicht Mann und Frau;
denn alle seid ihr eins in Christus Jesus.»

Monika Fischer

Monika Fischer nahm als Journalistin am Auswertungstag der Dekanatsfortbildungskurse 1989 des Bistums Basel in Olten teil

Amtlicher Teil

Bistum Basel

■ Im Herrn verschieden

Alois Leu, Pfarresignat, Zizers

Alois Leu wurde am 22. Oktober 1908 in Hohenrain geboren und am 7. Juli 1935 zum Priester geweiht. Nach seinem Einsatz als Vikar in Biberist (1935–1940) wirkte er in den Jahren 1940–1973 als Pfarrer von Baldingen. Den Ruhestand verlebte er in Zizers (seit 1973). Er starb am 22. Februar 1990 und wurde am 27. Februar 1990 in Hohenrain beerdigt.

Bistum Chur

■ Im Herrn verschieden

Evaristo Crameri, Pfarrer, Mesocco

Der Verstorbene wurde am 4. November 1923 in Angeli Custodi Poschiavo geboren und am 2. Juli 1950 in Chur zum Priester geweiht. Er war tätig als Pfarrer in Arvigo (1951–1954) und als Pfarrer in Mesocco (1954–1990). Er starb am 27. Februar 1990 in Mesocco und wurde am 3. März 1990 in S. Carlo, Poschiavo, beerdigt.

Verstorbene

Franz Römer, Pfarresignat, Arth

«Unser Leben währt siebzig Jahre, und wenn es hochkommt, sind es achtzig. Das Beste daran ist nur Mühsal und Beschwer; rasch geht das Leben vorbei, wir fliegen dahin» (Ps 90,10). So lesen wir im Buch der Psalmen über das Leben des Menschen: Arbeit, Mühsal, Sorgen und Leid, das ist das «Brot der Tränen», das wir zu essen haben. Dazu zuweilen eine Prise Glück, Erfolg, Zufrie-

denheit, Liebe und Freude. Der Priester Franz Römer muss ein besonderer Liebling Gottes gewesen sein, dass er ihm ein so überdurchschnittlich langes Leben schenkte. Dennoch war auch bei ihm so manches Mühsal und Beschwer. So stellt sich dennoch die Frage: Was gibt diesem unserem flüchtigen, dahineilenden Leben Sinn und Inhalt?

Das Leben und Sterben unseres verehrten Verstorbenen, Pfarrer Franz Römer, vermag darauf eine einfache, aber tiefe Antwort zu geben: Geh deinen Weg, mit beiden Füssen auf der Erde, aber den Blick zum Himmel gewandt. Tu deine Arbeit, strenge dich an, aber geh darin nicht auf und vor allem nicht unter. Die Woche hat sechs Werktage und einen Sonntag. Und jeder Sonntag soll dir ein Feiertag sein – für die Begegnung mit Gott in der Gemeinschaft der Christen. Sorge für dein tägliches Brot auf dem Tisch daheim, aber kümmere dich auch um das lebendige Brot, das Gott uns schenkt in der heiligen Eucharistie. Hab acht auf die Strassen und schau auf zu den Sternen.

So ist Franz Römer seinen Weg gegangen: vier Monate weniger als 95 Jahre. Begonnen hat dieser einfache, aber gottzugewandte Weg am 16. Juli 1894 in Arth.

Karl Römer von Arth und Marie Imhof aus Spiringen waren die Eltern unseres verehrten Verstorbenen. Diese christlichen Eltern und zwei Geschwister waren seine ersten Lebenskameraden. Franz Römer erwähnt in seinem selbstverfassten kurzen Lebenslauf: «In diesem Kreis verbrachte ich eine frohe Jugend. Mit drei Jahren schon durfte ich mit meiner Schwester in den Kindergarten, der von Sr. Eutropia geleitet wurde. Diese Menzinger Schwester hat, glaube ich, viel zu meiner späteren Berufswahl beigetragen. Meine Mutter hat mich schon mit drei Jahren oft in die Kirche mitgenommen. Das machte mir jedesmal grosse Freude.» 1907 kam Franz Römer für acht Jahre ans Gymnasium und Lyzeum nach Einsiedeln, wo er dann weiter in das eingangs erwähnte «Ora et Labora» (Bete und Arbeite) eingeführt wurde. Seine Matura und der Eintritt ins Priesterseminar waren umdüstert durch den ausgebrochenen Ersten Weltkrieg. 1915 meldete er sich ins Priesterseminar nach Chur an. Dieses war damals vollbesetzt. Nach drei Jahren konnte die Priesterweihe erteilt werden und der 4. Kurs diente der weiteren Ausbildung.

«... für die Menschen eingesetzt zum Dienst vor Gott.» Es folgten nun für den jungen Priester volle 71 Jahre priesterlichen Dienstes. Franz Römer war nun ja auch der älteste Priester unseres Bistums. Nach der Primiz am 28. Juli 1918 in seiner Heimatgemeinde Arth kam Franz Römer als Kaplan nach Galgenen in der March für acht Jahre. 1926 bis 1937 war er Pfarrer im Bauerndorf Lauerz, dann folgte sein Grosseinsatz, möchte man sagen, seine Lebensstelle in Glarus, wo er in der dortigen paritätischen Gemeinde 32 Jahre Pfarrer war. Bischof Laurentius verpflichtete ihn zum Bau einer katholischen Kirche. Die Sehnsucht nach einem eigenen Gotteshaus wurde vor allem bei den Neuzugezogenen je länger desto grösser, während einige katholische Bürger eine Änderung der bisherigen Form ablehnten. So stand nun Pfarrer Römer zwischen den beiden Fronten. Als Kämpfer für die gute Sache setzte er sich vehement ein, ohne jedoch die Gegner zu verletzen. Seine guten Beziehungen zu den evangelischen Amtskollegen, die allgemein bekannte ökumenische Haltung – in einer Zeit, in der man diesen Ausdruck kaum kannte – halfen mit, dass letztlich alle Bewohner guten Willens seine geradlinige Haltung anerkannten. Wohl waren bei seinem Amtsantritt in Glarus ein paar Fränkli beisammen, aber es hätte nicht einmal zu einem Bauplan gereicht.

Wegen eines Formfehlers mussten zwar die katholischen Stimmberechtigten zweimal zu einer Kirchgemeindeversammlung antreten, um den Bau einer Kirche zu beschliessen. Während die Männer tagten, beteten viele Frauen in der Burgkapelle für eine gute Lösung. Mit diesem grundsätzlichen Entscheid aber begann erst die mühsame, Jahre dauernde Kleinarbeit: Auflösung der Parität, Sicherung des Bauplatzes und schliesslich die Planung und der Bau der Kirche.

Pfarrer Römer mag wohl während des Aufrichtens der «beste» Bauführer gewesen sein, stand er doch täglich mehrmals dort, um die Arbeiter zu ermuntern aber auch, um Kosten zu senken. An der Kirchweihe 1954 – dies ist am Sonntag nach Mariä Himmelfahrt – war es nun dem grossen Förderer Pfarrer Römer vergönnt, sein Werk in Gottes Hand zu übergeben. Später folgten Orgel und Glockengeläute, welches mit dem der Stadtkirche in Einklang steht. Dies darf man nicht nur vom Glockengeläute sagen, denn die Protestanten und die Katholiken sind trotz der räumlichen Trennung einander treu geblieben.

Nach 32 Jahren Seelsorge zog es Pfarrer Franz Römer in seine Heimat zurück; stets aber blieb er mit Glarus verbunden. Im Sommer 1988 durfte Pfarresignat Römer nochmals seine Kirche sehen, um von ihr, wie er sagte, Abschied zu nehmen. Mit allen Glocken wurde geläutet, als er die Kirche betrat, mitten im Nachmittag, gegen alle bisherigen Gebräuche. Zum Abschied meinte er mit klarer Stimme: «Es ist mein letzter Besuch bei euch, bald werde ich für immer gehen.» Seit seiner Rückkehr 1969 nach Arth feierte Pfarresignat Franz Römer täglich im Altersheim Hofmatt die hl. Messe. Seine Altersbeschwerden verunmöglichten dies in seinen letzten zweieinhalb Jahren.

Während 45 Jahren stand dem Priester Franz Römer seine unermüdliche Haushälterin Ida Brändle zur Seite. Kein Dienst war ihr zuviel, weder tagsüber, noch oft sogar auch in den Nachtstunden. Ohne diesen Dienst hätte, das darf man wohl sagen, Pfarresignat Römer nicht dieses hohe Alter erreicht.

Nach schmerzlicher Leidenszeit ist der Senior unter den Priestern des Bistums vier Monate vor seinem vollendeten 95. Lebensjahr am 16. März 1989 von Gott heimgerufen worden. Der Herr lasse diesen Priester nun teilhaben an jenem Leben, das auch der Seelsorger Franz Römer verkündet hat.

Bruno Werder

Neue Bücher

Klagelieder und Baruch

Wer ist nicht beeindruckt von den «Lamentationes Jeremiae», wie die *Klagelieder* in lateinischer Sprache bezeichnet werden, während der Karwoche, vor allem wenn sie in Klostergemeinschaften gesungen werden, denen die Tradition des Chorals ein Anliegen ist? Eindringlich werden die Gesänge in Beziehung gesetzt zum Leiden Christi, auch wenn die Herkunft der Lieder eine andere ist: Das Leiden des Volkes Israel unter der Zerstörung Jerusalems und der Deportierung. Beeindruckend sind nicht nur die Gesänge, sondern schon die kunstvolle Darstellung der Klagelieder in ihrer Ursprache, deren akrostische Form in den Übersetzungen kaum wiedergegeben werden kann.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. Men Dosch, Fastenopfer, Postfach 2856, 6002 Luzern

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Kollegium, 6060 Sarnen

Monika Fischer, An der Wart, 6142 Gettnau

Evelyne Graf, KIPA, Postfach 1054, 1701 Freiburg

Dr. Urs Köppel, Haselwart 7, 6210 Sursee

Dr. Stephan Leimgruber, Propsteigasse 10, 4500 Solothurn

P. Hans Schaller SJ, Hirschengraben 86, 8001 Zürich

Bruno Werder, Pfarrer, 6415 Arth

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor
Rolf Weibel, Dr. theol.
Frankenstrasse 7–9, 6003 Luzern
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041-23 50 15, Telefax 041-23 63 56

Mitredaktoren
Kurt Koch, Dr. theol., Professor
St.-Leodegar-Strasse 4, 6006 Luzern
Telefon 041-51 47 55
Franz Stampfli, Domherr
Bachtelstrasse 47, 8810 Horgen
Telefon 01-725 25 35
Josef Wick, lic. theol., Pfarrer
Rosenweg, 9410 Heiden
Telefon 071-91 17 53

Verlag, Administration, Inserate
Raeber Druck AG, Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041-23 07 27, Postcheck 60-162 01-4

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 95.–;
Ausland Fr. 95.– plus Versandgebühren (Land/See- oder Luftpost).
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 63.–.
Einzelnummer: Fr. 2.50 plus Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Arbeitsbeginn.

H. Gross weist in seinem Kommentar zu den Klageliedern[1] immer wieder auf den Zusammenhang mit den Ereignissen von 586 v. Chr. hin; er zeigt Zusammenhänge auf, die auch dem mit dem AT weniger Vertrauten einen Zugang zu den Klageliedern ermöglichen. Er weist auch darauf hin, dass es den Verfassern der Klagelieder nicht allein um die Darstellung der Not ging, sondern um den Aufruf zum gläubigen Vertrauen auf Gott. «Auch die furchtbaren Erfahrungen der Heimsuchung können das Grundprinzip nicht umstossen, dass Gott in unentwegter Treue zum Bund mit seinem Volk und zu den ihm entstammenden Heilsgaben steht» (S. 27). Aus der Not kommt die Einsicht in den geheimnisvollen Sinn des göttlichen Plans.

Im gleichen Band hat J. Schreiner den Kommentar zu *Baruch* geschrieben. In der Einleitung weist er in wenigen Sätzen auf die Bedeutung des Baruch hin, unter dessen Namen verschiedene Schriften späterer Zeit erschienen. Uns ist die Bedeutung dieses biblischen Buches weniger präsent, zumal diese Schrift unter den deuterokanonischen Büchern eingereiht ist. J. Schreiner versteht es, die wesentlichen Anliegen des Buches herauszustellen, die darin gipfeln, dass nach Baruch die Weisheit mit dem Gesetz Gottes gleichzusetzen ist. Eine eigenständige Schrift war ursprünglich Kap. 6 des Baruch (dies ist es in einzelnen Bibelausgaben noch heute), das als Brief Jeremias bezeichnet wird; diese Schrift ist aber der Form nach kein Brief, sondern eine lehrhafte theologische Abhandlung, welche die Verbannten vor der Gefahr des Götzendienstes warnt. Der unbekannte Verfasser ist ein prophetischer Mahner in der Nachfolge des grossen Jeremias.

Die Kommentare zu beiden Büchern sind kurzgefasste Orientierungshilfen, die das Verständnis für die Aussagen der biblischen Verfasser wecken wollen. Sie helfen mit, den Schlüssel zu den verborgenen Schätzen des Alten Testamentes zu finden.

Urs Köppel

[1] Die Neue Echter Bibel. Kommentar zum Alten Testament mit Einheitsübersetzung; herausgegeben von Josef G. Plöger und Josef Schreiner, Echter Verlag, Würzburg: Lfg. 14: Heinrich Gross Klagelieder, Josef Schreiner, Baruch, 1986.

Thomas Müntzer

Hans-Jürgen Goertz, Thomas Müntzer. Mystiker, Apokalyptiker, Revolutionär, Verlag C.H. Beck, München 1989, 215 Seiten.

An Thomas Müntzer scheiden sich seit der Reformation bis heute und heute erst recht wieder die Geister. Für die einen ist er ein ruheloser Phantast und Fanatiker, für die anderen der uneigennützige Kämpfer für Wahrheit, Gerechtigkeit und soziale Gleichheit. Die Deutsche Demokratische Republik hat Thomas Müntzer zum historischen Helden einer gerechten Gesellschaft emporstilisiert. Es entstand analog zu Karl-Marx-Stadt die Thomas-Müntzer-Stadt – einst Müllhausen. In der Bundesrepublik Deutschland und anderswo ist Thomas Müntzer ein utopischer Schwärmer, der Prototyp unerhörter Widersetzlichkeit. Irgendwo zwischen diesen beiden Extremen wird Thomas Müntzer stehen. Aber die genaue Ortung ist erschwert. Der schärfste Gegner Martin Luthers war ein Geächteter und Verbannter. Der Gegensatz Luther–Müntzer ist ein Grundproblem der Reformationsgeschichte. Die Quellen beider Parteien strotzen von Grobianismus und Polemik. Je mehr Luther ins Zentrum der Glaubenserneuerung gestellt wurde, um so mehr wurde Müntzer als Gegenkraft und Kontrastfigur dargestellt.

Heute hat sicher auch Thomas Müntzer Anspruch auf Revision, sofern die Voraussetzungen objektiv und seriös sind. Der Autor ist Professor am Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Hamburg. Sein Spezialgebiet ist Kirchen- und Sozialgeschichte der frühen Neuzeit (Radikale Reformatoren, 1987; Pfaffenhass und gross Geschrei, 1987; Die Täufer, 1988). Goertz ist mit der historischen Landschaft und dem sozio-kulturellen Umfeld so vertraut, dass er Polemik und Kontroverse souverän gewichten kann. An seiner Hand geführt kehrt ein aus der Geschichte ins Abseits Verdrängter zurück, nicht als Heiliger, aber auch nicht als Unmensch. Der Revolutionär, der sich auf die Seite des «gemeinen Mannes» stellte, musste scheitern, als sich im Bauernkrieg die fürstliche Ordnung behauptete, aber seine aus geistlichen Dimensionen gewachsenen revolutionären Impulse bleiben in der Ideengeschichte bestehen.

Leo Ettlin

Römisch-katholische Kirchgemeinde Neuhausen am Rheinfall

Hätten Sie nicht Lust, bei uns in der «grünen Region am Rhein» als

vollamtliche(r) Katechet(in)

zu wirken?

Die bisherige Stelleninhaberin sieht sich aus gesundheitlichen Gründen leider gezwungen, auf den **Beginn des Schuljahres 1990/91** (13. August 1990) hin eine andere Aufgabe in unserer Kirchgemeinde zu übernehmen. Für sie suchen wir eine(n) Nachfolger(in), um vorwiegend Religionsunterricht an der Oberstufe zu erteilen. Daneben besteht nach Wunsch aber auch die Möglichkeit, sich in der Jugendbetreuung zu engagieren oder Gottesdienste zu gestalten.

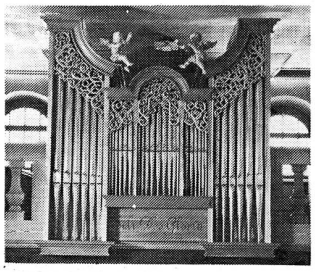
Die **Besoldung** richtet sich nach den Ansätzen für Primarlehrer.

Sind Sie interessiert und möchten mehr wissen?

Herr Walter Schilling, Industriestrasse 12, 8212 Neuhausen am Rheinfall (Telefon G 053-82 73 81, P 053-22 72 07) freut sich über Ihren Anruf oder Ihre schriftliche Bewerbung

Meisterbetrieb

für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)



Orgelbau Hauser
8722 Kaltbrunn

Telefon Geschäft und Privat
055 - 75 24 32

Gesucht

geistlicher Leiter

für unsere gut organisierten Pilgerreisen nach Nevers–Lourdes–Riviera–Turin vom 27. Mai bis 3. Juni 1990 und nach Medjugorje vom 11. bis 18. April 1990.

Weitere Informationen bei:

ZUMSTEIN REISEN

Bahnhofstrasse 1
6312 Steinhausen
Telefon 042-41 10 44

Wir freuen uns auf Ihren Anruf

Das **Römisch-katholische Pfarreivikariat Maur** sucht nach Vereinbarung

Pastoralassistenten/ Pastoralassistentin

Die Pfarreigemeinde an der Stadtgrenze von Zürich gliedert sich in drei relativ selbständige Ortsteile. In Ebmatingen ist die Kirche St. Franziskus im Bau. Im Spätherbst 1990 wird sie eingeweiht. Da wir eine junge Gemeinde sind, kennen wir kaum festgefahrene Strukturen. Der Pastoralassistent oder die Pastoralassistentin kann seine/ihre Kreativität voll entfalten. Des weiteren kennen wir in der Gemeinde Maur eine gute ökumenische Tradition.

Der Aufgabenbereich umfasst im wesentlichen:
- administrative Gemeindeleitung
- Seelsorge
- Katechese
- Mitarbeit bei der Gottesdienstgestaltung
- Aufbau der Jugendarbeit

Wir wünschen uns vor allem eine kontaktfreudige Integrations-Person, von der wir hoffen, dass sie in unserer schönen Pfarrwohnung in Ebmatingen Wohnsitz nehmen wird.

Die Besoldung und die übrigen Anstellungsbedingungen richten sich nach den Bestimmungen der röm.-kath. Körperschaft des Kantons Zürich.

Weitere Auskünfte erteilt gerne Pfr. Oswald Krienbühl, Pfarrvikariat Maur, Bachtelstrasse 19, 8123 Ebmatingen, Telefon 01-980 18 21.

Stellenbewerbungen sind an den Präsidenten der kath. Kirchgemeinde Egg zu richten: Herrn Louis Landolt, Im grünen Hof, 8133 Esslingen

Katholische Kirchgemeinde Inwil (LU)

Wir suchen auf Beginn des neuen Schuljahres (August 1990) oder nach Vereinbarung

eine Katechetin/ einen Katecheten im Vollamt

Aufgabenbereich:
- Religionsunterricht auf Primarschulstufe, ca. 14 Unterrichtsstunden pro Woche
- Gestaltung von Schulgottesdiensten
- Jugendarbeit
- weitere Mitarbeit in der Pfarrei nach Absprache

Dieses Pensum könnte auch auf mehrere Personen im Nebenamt aufgeteilt werden.

Für weitere Auskünfte steht Ihnen Herr Robert Walther, Kirchenratspräsident, Telefon 041-89 24 87 gerne zur Verfügung.
Ihre Bewerbung richten Sie bitte an: Katholische Kirchgemeinde, 6034 Inwil

ZUMSTEIN-PILGERREISEN 1990

		Tage	Preis HP
Lourdes			
29. 4.– 4. 5.	Chateauneuf-Sète-Lourdes-Nevers (CH-Pilgerwoche)	6	Fr. 680.–
27. 5.– 3. 6.	Nevers-Lourdes-Riviera-Turin	8	Fr. 990.–
1. 7.– 6. 7.	Ars-Sète-Lourdes-Nevers	6	Fr. 680.–
23. 9.–28. 9.	Chateauneuf-Sète-Lourdes-Nevers	6	Fr. 680.–
Nevers-Paris-Lisieux-Mont-St-Michel-Loireschlösser			**VP**
5. 8.–10. 8.		6	Fr. 790.–
Annecy-Chateauneuf-La Salette-Ars-Paray-le-Monial			**VP**
6. 5.–10. 5.		5	Fr. 590.–
10. 9.–14. 9.		5	Fr. 590.–
Pisa-Rom-Assisi			**VP**
22. 4.–26. 4.		5	Fr. 790.–
13. 8.–17. 8.		5	Fr. 790.–
San Damiano-Montichiari-Schlo			**VP**
5. 6.– 8. 6.		4	Fr. 580.–
2. 10.– 5. 10.		4	Fr. 580.–
Medjugorje (VP während der Fahrt, HP in Medjugorje)			**HP**
11. 4.–18. 4.	Medjugorje-Maria Luggau (Ostern)	8	Fr. 790.–
15. 5.–20. 5.	Medjugorje Car/Flug	6	Fr. 690.–
20. 5.–25. 5.	Medjugorje Flug/Car	6	Fr. 690.–
10. 6.–16. 6.	Medjugorje via Bihac	7	Fr. 720.–
17. 6.–24. 6.	Medjugorje Flug	8	Fr. 830.–
8. 7.–15. 7.	Medjugorje-Maria Luggau	8	Fr. 790.–
19. 8.–26. 8.	Medjugorje Flug	8	Fr. 830.–
16. 9.–23. 9.	Medjugorje Flug	8	Fr. 830.–
7. 10.–13. 10.	Medjugorje via Bihac	7	Fr. 720.–
16. 10.–21. 10.	Medjugorje Car/Flug	6	Fr. 690.–
21. 10.–26. 10.	Medjugorje Flug/Car	6	Fr. 690.–
4. 11.–10. 11.	Medjugorje via Bihac	7	Fr. 720.–
22. 12.–28. 12.	Medjugorje via Kozina (Weihnachten)	7	Fr. 720.–

Detailprospekte, weitere Auskünfte, Buchungen

ZUMSTEIN REISEN

6312 Steinhausen
Bahnhofstrasse 1
Telefon 042-41 10 44

Kirchenorgel-Zentrum mit der grössten Auswahl in der Schweiz.

AHLBORN
CANTOR
EMINENT
JOHANNUS

Die vier grossen Weltmarken für pfeifenlose Kirchenorgeln. Verlangen Sie Prospekte und Preislisten mit untenstehendem Coupon. General-Vertretung:

Musik Schönenberger AG
Gerberstrasse 5
4410 Liestal
Telefon 061-921 36 44

bitte ausschneiden

Senden Sie mir bitte Unterlagen der vertretenen Kirchenorgeln

Name: _____

Vorname: _____

Strasse: _____

PLZ: _____ Ort: _____

Der sinnvolle Brauch wird immer beliebter, in der Wohnstube eine kleine Osterkerze aufzustellen.

Wir offerieren Ihnen als

Hausosterkerzen

9 verschiedene, symbolkräftige Sujets oder auch unverziert zu äusserst günstigen Preisen.

Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG
KERZENFABRIK SURSEE
6210 Sursee Telefon 045 - 21 10 38

Als **Spezialist** widme ich mich der dankbaren Aufgabe, in

Kirchen und Pfarreiheimen
Lautsprecher- und Mikrophon-Anlagen

auch für **Schwerhörige** mittels Induktion ausgebaut, einzurichten. Eine solche Installation erfordert vom Fachmann äusserst individuellen Aufbau von hochqualifizierten Elementen. Durch die neue **Hi-Fi-Technik** stehen Ihnen geeignete Geräte zur Verfügung, die höchste Ansprüche an eine **perfekte, saubere und naturgetreue Wiedergabe von Sprache und Musik** erfüllen. Ich verfüge über **beste Empfehlungen.** Verlangen Sie bitte eine **Referenzliste** oder eine **unverbindliche Beratung.**

A. BIESE
Obere Dattenbergstrasse 9, 6005 Luzern, Telefon 041 - 41 72 72

Opferschalen Kelche Tabernakel usw. Kunstemail

Planen Sie einen Um- oder Neubau Ihrer Kapelle? Wir beraten Sie gerne und können auf Ihre Wünsche eingehen.

GEBR. JAKOB + ANTON HUBER
KIRCHENGOLDSCHMIEDE
6030 EBIKON (LU)
Kaspar-Kopp-Strasse 81 041 - 36 44 00

A.Z. 6000 LUZERN

Herrn
Dr. Josef Pfammatter
Priesterseminar St. Luzi
7000 Chur

7989

10/8. 3. 90

Entwicklung braucht Entschuldung

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
055 53 23 81

JUGENDSEELSORGE-VERBAND DORNACH-DORNECKBERG

Das Gebiet des Jugendseelsorgeverbandes umfasst die sechs röm.-kath. Kirchgemeinden Büren, Dornach, Gempen, Hochwald, Seewen und St. Pantaleon-Nuglar. Diese solothurnischen Gemeinden liegen in der Juralandschaft vor den Toren von Basel.

Unser bisheriger vollamtlicher Jugendseelsorger sucht ein neues Betätigungsfeld und verlässt uns auf Ende Schuljahr 89/90. Deshalb wird bei uns eine Stelle frei als

Katechetin/Katechet Theologin/Theologe

Ihr Einsatzgebiet könnte sein:
- Religionsunterricht an der Oberstufe (10–12 Wochenstunden)
- Begleiten und Weiteraufbau offener Jugendarbeit
- Gestaltung von Jugendgottesdiensten in den Pfarreien
- Animation zu ehrenamtlicher Mitarbeit in der Jugendseelsorge
- Begleiten von Ministrantengruppen

Wir erwarten von Ihnen:
- Freude am Kontakt mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen
- selbständiges Erarbeiten und Durchführen von Projekten
- Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit den Pfarreien

Wir bieten Ihnen:
- viel Spielraum zur Entwicklung und Verwirklichung von eigenen Ideen
- einen ländlichen Arbeitsraum mit den Vorteilen der Stadtnähe
- fortschrittliche Besoldung und Sozialleistungen gemäss der Solothurnischen Lehrerbesoldungsgesetzgebung

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung!

Diese richten Sie bitte an Urs Hofmeier, Hauptstrasse 39, 4145 Gempen, Telefon 061-701 74 27.
Weitere Auskünfte gibt Ihnen gerne auch der jetzige Stelleninhaber Daniel Wiederkehr, Josefengasse 6, 4143 Dornach, Telefon 061-701 99 54